

## REZENSIONEN

Wögerbauer, Michael/Piša, Petr/Šámal, Petr/Janáček, Pavel (Hgg.): *V obecném zájmu. Cenzura a sociální regulace literatury v moderní české kultuře [Im Interesse des Gemeinwohls. Zensur und soziale Regulierung der Literatur in der modernen tschechischen Kultur]. 1. Band (1749-1938), 2. Band (1938-2014).*

Academia, Ústav pro českou literaturu AV ČR, Praha 2015. 1661 S., ISBN 978-80-200-2491-6 (beide Bände) (Academia), ISBN 978-80-88069-11-9 (beide Bände) (Ústav pro českou literaturu AV ČR, v. v. i.)

1. Bd. 1. Teil, Red. Michael Wögerbauer: 1749-1810. V zájmu rozumu a spásy duše. Literární cenzura mezi protireformací a osvícenstvím [1749-1810. Im Interesse der Vernunft und der Rettung der Seele. Literarische Zensur zwischen Gegenreformation und Aufklärung]. 2. Teil, Red. Petr Piša: 1810-1848. V zájmu nevzdělaného čtenáře. Literární cenzura v době restaurace a rozmachu národního hnutí [1810-1848. Im Interesse des ungebildeten Lesers. Literarische Zensur in der Zeit der Restauration und der Entfaltung der Nationalbewegung]. 3. Teil, Red. Magdalena Pokorná: 1848-1863. V zájmu svobody a řádu. Literární cenzura v revoluci a neoabsolutismu [1848-1863. Im Interesse von Freiheit und Ordnung. Literarische Zensur in Revolution und Neoabsolutismus]. 4. Teil, Red. Michal Charypar: 1863-1918. V zájmu širší a užší vlasti. Literární cenzura v éře měšťanského liberalismu a modernismu [1863-1918. Im Interesse des weiteren und engeren Vaterlandes. Literarische Zensur in der Ära des bürgerlichen Liberalismus und der Moderne]. 5. Teil, Red. Tomáš Pavlíček: 1918-1938. V zájmu republiky. Literární cenzura v době avantgard a obrany liberální demokracie [Im Interesse der Republik. Literarische Zensur in der Zeit der Avantgarde und der Verteidigung der liberalen Demokratie]. 2. Bd. 6. Teil, Red. Pavel Janáček: 1938-1949. V zájmu národa. Literární cenzura v období krize liberalismu a eroze modernity [1938-1949. Im Interesse der Nation. Literarische Zensur in der Zeit der Krise des Liberalismus und der Erosion der Moderne]. 7. Teil, Red. Petr Šámal: 1949-1989. V zájmu pracujícího lidu. Literární cenzura v době centrálního plánování a paralelních oběhů [1949-1989. Im Interesse des werktätigen Volkes. Literarische Zensur in der Zeit der zentralen Planung und der parallelen Zirkulation]. 8. Teil, Red. Pavel Janáček: 1989-2014. V zájmu jednotlivce. Literární cenzura v období neoliberalismu a postmodernismu [1989-2014. Im Interesse des Individuums. Literarische Zensur in der Zeit des Neoliberalismus und des Postmodernismus].

Dieses Werk ist nicht nur ungewöhnlich umfangreich, sondern auch ungewöhnlich verdienstvoll. Das Konzept für die Geschichte der Zensur in 200 Jahren tschechischer Kulturentwicklung, die nun in zwei Bänden vorliegt, wurde im Rahmen eines Drittmittelprojekts erarbeitet. Verantwortlich dafür zeichnet die Abteilung für die Erforschung der literarischen Kultur am Institut für Tschechische Literatur der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik. Mehr als 30 Autorinnen und Autoren haben zu seiner Umsetzung beigetragen. Ausgestattet sind die beiden Bände mit allem, was eine wissenschaftliche Publikation hoher Qualität ausmacht: Einem Anmerkungsapparat, Verzeichnissen der Abkürzungen, der Archivbestände und Fachliteratur, der Datenbanken und wichtigsten digitalen Repositorien. Außerdem gibt es biografische Medaillons zu allen vorgestellten Autoren, ein Namensregister und eine umfangreiche englische Zusammenfassung (S. 1553-1584). Lediglich ein Verzeichnis der im Text recht zahlreich vorkommenden statistischen Ta-

bellens und Diagramme fehlt. Von hohem Nutzen für den Leser ist nicht zuletzt das Bildmaterial, mit dem unter anderem verschiedene Formen des Eingriffs in die zensierten Texte dokumentiert werden.

Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der Zensur literarischer Prosa und Poesie, in geringerem Umfang hat auch die staatliche Kontrolle dramatischer Texte, von Kinderliteratur und Trivilliteratur Eingang gefunden. Der Umgang mit Sachliteratur und wissenschaftlichen Publikationen wurde bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts exemplarisch berücksichtigt. Indessen kommt die politische Presse nur dann vor, wenn Eingriffe von Zensoren breite gesellschaftliche Aufmerksamkeit hervorriefen.

Die Autoren gehen von der institutionalisierten Zensur aus, bei der zwischen 1749 und 1771 die katholische Kirche eine bedeutende Rolle spielte, die dann aber von staatlichen Einrichtungen übernommen wurde. Neben den rechtlichen Grundlagen und Organisationsformen der Zensur werden die konkreten Arbeitsweisen von Zensoren untersucht und schließlich die zeitgenössischen Debatten über das Phänomen rekonstruiert. Besonders wichtig sind Passagen, die den historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext der Zensur sowie der Interaktionen zwischen ihren institutionalisierten und nicht institutionalisierten Formen analysieren. Ein Ziel liegt darin, Strategien sichtbar zu machen, mit denen verschiedene Akteure einen Text in der von ihnen erwünschten Form zur Veröffentlichung brachten.

Das Werk hat eine komplexe und zugleich übersichtliche Struktur: Es besteht aus acht zeitlich gegliederten Teilen, die sich wiederum aus einzelnen Kapiteln zusammensetzen. Zensur wird als Phänomen der kulturellen und gesellschaftlichen Regulierung verstanden, das sich durch seine Ausübung „im Interesse der Allgemeinheit“ legitimiert. Diese „Allgemeinheit“ nimmt in den Titeln der einzelnen Teile historische Gestalt an, wobei die Konstruktion der dominanten Komponenten des semantischen Feldes betont wird, in dem die zeitgenössische Zensur jeweils erfolgte. Allerdings fallen die legislativen und organisatorischen Veränderungen der Zensur zumeist mit den großen politischen Umbrüchen zusammen.

Was die Darstellung der so abgegrenzten Perioden betrifft, konzentriert sie sich für die Zeit nach 1810 freilich immer stärker auf die Wandlungen „der tschechischen Nationalliteratur und der staatsrechtlichen Situation der modernen tschechischen Nation“ (S. 58). Nur gelegentlich werden zensorische Eingriffe in die deutsche und slowakische Literatur gestreift. Zu jedem Teil gehören zwischen vier und neun Fallstudien, die die konzeptionellen Darlegungen konkretisieren und weiterführen. Dazu kommen kleinere, grafisch abgesetzte Ergänzungstexte, die, in die einzelnen Kapitel eingeschoben, eine ähnliche Funktion erfüllen.

Wahrscheinlich werden nur wenige Interessierte beide Bände in ihrer Gänze lesen. Doch die Zeit, die Einleitung sorgfältig zu studieren, sollte man sich unbedingt nehmen, denn sie ist wichtig, um zu verstehen, aus welcher Perspektive das Werk geschrieben ist. Ihr etwas komplizierter Titel „Eine Monografie über die literarische Zensur in der Epoche zwischen der zweiten und der dritten literarischen Revolution des Buches“ macht deutlich, dass die Autoren die Praxis der Zensur als bestimmt von großen technischen wie gesellschaftlichen Umbrüchen sehen: der Erfindung des Buchdrucks, der sprunghaften Zunahme der Zahl von Lesern in der Folge der

Alphabetisierung und schließlich dem Internet, das das Publizieren über das „gedruckte Wort“ hinausführte und damit in gewisser Weise neu definierte.

Den gemeinsamen Ausgangspunkt bildet, in Anlehnung an die Literaturhistorikerin Beate Müller, das Konzept des „new censorship“. Diese und andere Inspirationsquellen gehen in eine gemäßigt konstruktivistische Auffassung von Zensur als organischem Bestandteil der Kultur ein. Dabei beschränken sich die Autoren nicht auf die institutionelle Kulturpolitik und ihre Interventionen in literarische Texte oder auf vom Staat beauftragte Zensoren, sondern suchen das Phänomen an verschiedenen Stellen außerhalb und innerhalb des literarischen Feldes: auf der Verlags-ebene als Editions- und Lektorat, auf der Autorenebene als Selbstzensur. Ihre gesellschaftliche Rolle ist damit in der Neuzeit im Spannungsfeld zwischen dem Bestreben nach Stabilisierung und Hierarchisierung kultureller Werte auf der einen und dem Bemühen um deren Veränderung auf der anderen Seite angesiedelt. Folglich vollzieht sich hier ein vielfältiges Spiel von Interessen, Auseinandersetzungen, Bedeutungsambivalenzen, Übereinkünften und Aushandlungen, die den zensierten Texten nicht nur Bedeutungen wegnehmen, sondern auch neue hinzufügen.

Ein besonderes Anliegen der Autoren besteht zudem darin, dem Leser verständlich zu machen, welche Etappen der Zensur literarische Texte durchliefen, bevor sie gedruckt werden durften. Dazu dienen drei idealtypische Zensurmodelle, die für die Zeit zwischen 1749 und 2014 als charakteristisch bezeichnet werden: das paternalistische, das liberale und das autoritäre Modell. Das erste steht für ein differenziertes Herangehen nach dem Grundsatz, dass das Publikum umso stärker vor unerwünschten literarischen Einflüssen geschützt werden müsse, je weniger gebildet es sei. Seinem Selbstverständnis als Garant des „allgemeinen Interesses“ entsprechend, legte der Staat der Aufklärungs- und Nachaufklärungszeit großen Wert auf eine institutionalisierte Vorzensur (1771). Ihre Regeln wurden zunächst über die Praxis ausgehandelt, in der Zeit des Josephinismus dann liberalisiert (1781) und zuletzt wieder verschärft (1795 und 1810) bzw. den restaurativen Tendenzen des Vormärz untergeordnet. Der zweite Zensurtyp wird als liberal bezeichnet und geht von dem Grundsatz aus, dass jeder Text erlaubt ist, sofern er nicht verboten ist. Bei Druck-erzeugnissen, die als ungeeignet zur Veröffentlichung befunden werden, wird die Distribution untersagt, es wird also Nachzensur geübt. In der Habsburgermonarchie fand diese Form der Zensur bereits in der Revolution von 1848/49 Anwendung, die in dem besprochenen Werk der Zeit des Übergangs zwischen dem paternalistischen und dem liberalen Zensursystem zugeordnet wird. In der Darstellung dieser Periode werden ihre inneren Widersprüche dann aber überzeugender dargestellt. Hier ist von dem gescheiterten Versuch die Rede, nach den Turbulenzen der Revolution die liberale Zensurpraxis durch eine Form zu ersetzen, die gesellschaftliche Konflikte mit autoritären Mitteln auf ein Minimum reduzieren sollte. Zudem erscheint es mir präziser, diese Epoche als Übergang vom paternalistischen zum liberalen und von diesem wiederum zum autoritären Zensursystem zu charakterisieren.

Die liberale Zensur trat mit der Veröffentlichung des „Pressegesetzes“ von 1863 erneut in Kraft, dessen Hauptautor der österreichische Jurist und Politiker Georg Lienbacher war. Die wichtigste restriktive Maßnahme des Gesetzes war bis 1894 die

Verlagskaution. Autoren hatten eine Summe zu hinterlegen, von der man die Geldstrafen abzog, die im Falle eines durch die Nachzensur festgestellten Verstoßes erhoben wurden, und diese innerhalb von acht Tagen wieder bis zur ursprünglichen Höhe zu ergänzen. Wurde die Distribution einer Publikation verboten, waren es also die Herausgeber und Verleger, die die Verluste trugen. Dennoch ermöglichte auch dieses liberale Pressegesetz in Kombination mit einigen Paragrafen des Strafrechts die Verfolgung auch tschechischer Journalisten wegen unliebsamer politischer Ansichten. Dazu kam es in Böhmen vor allem um 1870. Unter der Regierung Taaffe wurde die sozialdemokratische Presse in ähnlicher Weise verfolgt (S. 528-531). Ziel der österreichischen liberalen Zensur war es dabei meiner Meinung nach jedoch nicht nur, den Konfrontationen zwischen den einzelnen Nationalbewegungen so weit wie möglich die Spitze zu nehmen, sondern auch Konflikte zu moderieren, die aus der Artikulation anderer gesellschaftlicher Interessen entstehen konnten. Ferner sollte nicht übersehen werden, dass sie den Rahmen für eine bis dahin nicht gekannte Entfaltung des tschechischen literarischen Schaffens bereitstellte.

„Liberal“ zensiert wurde auch in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, in der die Zensur Teil einer gegen den linken und rechten Radikalismus sowie gegen verschiedene nationale Separatismen gerichteten Politik bildete. Die Zeit zwischen 1949 bis 1989 fällt überwiegend in die Kategorie der autoritären Zensur. Ihr ging die Periode von 1938 bis 1949 voraus, in der drei politische Regime einander in rascher Folge ablösten: die Zweite Tschechoslowakische Republik (1938-1939), das sogenannte Protektorat Böhmen und Mähren (1939-1945) und die Dritte Tschechoslowakische Republik (1945-1948). Das Jahr 1949 wurde als Zäsur gewählt, weil im März 1949 das staatliche Verlagsmonopol gesetzlich verankert wurde. Darüber hinaus steht es für die Radikalisierung der 1945 begonnenen gesellschaftlichen Transformation, für scharfe ideologische Konflikte und offene Gewaltanwendung, die in verschiedener Weise mit der Negation des Liberalismus der Ersten Republik zusammenhängen. Für diskutabel halte ich allerdings die Zusammenfassung dieser Periode unter dem Titel „Im Interesse der Nation. Die literarische Zensur in der Zeit der Krise des Liberalismus und der Erosion der Moderne“, in der die Kontinuität der Zensurinstitutionen und ihrer gesellschaftlichen Funktion unter den Bedingungen politischer Diskontinuität überstrapaziert wird (S. 888 f.). Den Ausgangspunkt bildet die These, dass sich die tschechische Zensur im Protektorat eine gewisse Autonomie gegenüber der nationalsozialistischen Zensur bewahrt habe, was ihr die Anwendung von Praktiken ermöglicht habe, die auf eine Verteidigung der Werte der tschechischen Nationalliteratur abzielten. Unzweifelhaft bestand jedoch ein Unterschied darin, dass in den Jahren der Zweiten Republik und des Protektorats das Prinzip der Vorzensur angewendet wurde, während in der Dritten Republik Verlagspläne genehmigt werden mussten. Machte man in diesen Plänen „problematische Titel“ aus, mussten diese zur sogenannten Lektorierung vorgelegt werden. Es war dann an den Lektoren, die Veröffentlichung zu empfehlen oder abzulehnen oder aber auf Textkorrekturen zu bestehen (S. 933-958 und 960-972).

Für die Jahre zwischen 1945 und 1949 von einer „Verteidigung nationaler Interessen“ zu sprechen, halte ich auch als insofern problematisch, als es in dieser Zeit nicht allein um die zielgerichtete Schaffung einer ethnisch möglichst homo-

genen tschechischen Gesellschaft ging, sondern auch darum, diese sozial „einzueb-  
nen“. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie die Autoren eigentlich die  
Moderne begreifen, deren Erosion sie konstatieren. Man kann sich des Eindrucks  
schwer erwehren, dass sie die „richtige“ Moderne als mit dem Liberalismus verbun-  
den voraussetzen.

Für das Phänomen der autoritären Zensur in der Zeit der volksdemokratischen  
und sozialistischen Tschechoslowakei war es charakteristisch, dass diese nicht nur in  
den bis 1953 geschaffenen Institutionen erfolgte, sondern auf vielen einander gegen-  
seitig beeinflussenden Ebenen. Hier vollzog sich 1968/69 ein rasanter Erosions-  
prozess. Vor dem „Prager Frühling“ lief die Kontrolle der Buchproduktion haupt-  
sächlich über die Vorzensur, nach dessen Niederschlagung verschob sie sich in  
Richtung führender Parteifunktionäre im Schriftstellerverband, den Verlagen und  
anderen Institutionen. Bei Autoren, die publizieren durften, kam die Selbstzensur als  
wichtiger Faktor hinzu. Ähnliche Regeln galten für die Kontrolle der periodischen  
Presse sowie von Rundfunk und Fernsehen, die überdies einer Nachzensur unterla-  
gen (S. 968 ff., 1101 ff. und 1177 ff.).

Vom idealtypischen Standpunkt aus ging es darum, die Literatur konsequent nach  
den Grundsätzen des sozialistischen Realismus zu modellieren und die Leser in die-  
sem Sinne zu erziehen und zu disziplinieren. Doch trug der Kanonisierungsdruck  
während der sogenannten Normalisierung zur Bildung eines Gegenkanons bei, eines  
inoffiziellen Netzwerks, in dem alternative Literatur zirkulierte. Ein weiteres Cha-  
rakteristikum der autoritären Zensur bestand in ihren verschiedenen Bemühungen,  
der Verbreitung unerwünschter literarischer Texte zuvorzukommen, was ihr jedoch  
während des Staatssozialismus niemals ganz gelang.

Die Jahre zwischen dem Umbruch von 1989 und 2014 werden als „gesteigerter  
Typus einer liberalen Zensur“ beschrieben. In diesem Modell begreift der Staat das  
literarische Schaffen und seine Veröffentlichung als privatwirtschaftliche, freie  
Tätigkeiten und greift höchstens unter dem Druck der Umstände als Schiedsrichter  
ein, etwa wenn Texte zum Gegenstand „öffentlichen Ärgernisses“ oder gerichtlicher  
Auseinandersetzungen werden. Zugleich lässt sich aufgrund der kulturellen Folgen  
der Postmoderne und der Zunahme der Internetkommunikation das Interesse der  
Allgemeinheit immer schwerer fassen. Dennoch verschwindet die Zensur nicht, sie  
spielt sich nur in weniger sichtbaren Interaktionen ab, die nicht nur von ideologi-  
schen und ökonomischen Interessen, sondern auch von Kriterien wie politischer  
Korrektheit, Gendergerechtigkeit oder schlicht dem Wunsch, einer juristischen  
Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen, motiviert sind. Besonders bemerkens-  
wert erscheint mir in diesem Teil das Kapitel, das die Zensur behandelt, die der  
Verlag an den Büchern Bohumil Říhas vorgenommen hat, die in den 1990er Jahren  
neu aufgelegt wurden (S. 1495-1502). Aus den sozialistischen Kinderklassikern wur-  
den zum einen Textpartien gestrichen, in denen es um das „sozialistische Dorf“ und  
die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften ging, zum anderen Passagen,  
die das Thema Gewalt in Eltern-Kind-Beziehungen und Gewaltausübung von  
Kindern an Tieren berührten.

Es ließen sich noch viel mehr Kapitel, Themen und Aspekte aus „Im Interesse der  
Allgemeinheit“ herausgreifen und besprechen. Ja, man könnte sich sogar die Frage

stellen, ob es sich bei dem Projekt nicht eigentlich um mehrere zu einem großen Gesamttext verbundene Bücher handelt, die separat besprochen werden sollten. Wie dem auch sei, es gilt vor allem die hohe Qualität des ganzen Unternehmens zu betonen, die sich sowohl dem gründlichen Archivistudium als auch der gelungenen Darstellung verdankt. Denn die Autorinnen und Autoren kleben nicht an der Beschreibung, sondern präsentieren, ausgehend vom Konzept der „new censorship“, das als verbindender Rahmen durchgehalten wird, vielfach geistreiche Interpretationen. Hinzu kommt nicht nur die Mehrschichtigkeit ihrer Argumentation, sondern, wie ich vermute, auch das Streben der Redakteure der einzelnen Teile nach einer gewissen enzyklopädischen Qualität. Diesem Anspruch wäre ein Sachregister dienlich gewesen, das zweifellos die selektive Lektüre erleichtern könnte. Kurz: Es handelt sich um ein in vieler Hinsicht bemerkenswertes Werk, das dazu beitragen kann, unser Nachdenken über das breite Spektrum der Faktoren zu vertiefen, die die Gestalt der Texte prägen, die wir mit mehr oder weniger Interesse lesen, um etwas zu erfahren oder uns unterhalten zu lassen.

Prag

Jiří Štaif

*Korhoň, Miloš/Vintrová, Tereza: Chrám věd a múz. Dějiny Vědecké knihovny v Olomouci [Der Tempel der Wissenschaften und Musen. Geschichte der Wissenschaftlichen Bibliothek in Olmütz].*

Vědecká knihovna v Olomouci, Olomouc 2016, 327 S., 211 farb. Abb., ISBN 78-80-7053-310-9.

*Hrbáčová, Jana/Krušínský, Rostislav: Chrám věd a múz. 450 let Vědecké knihovny v Olomouci [Der Tempel der Wissenschaften und Musen. 450 Jahre Wissenschaftliche Bibliothek in Olmütz].*

Vědecká knihovna v Olomouci, Muzeum umění v Olomouci, Olomouc 2016, 390 S., 217 farb. Abb., ISBN 978-80-7053-311-6, 978-80-88103-05-9.

Die Bedeutung wissenschaftlicher Bibliotheken lässt sich anhand verschiedener Indikatoren wie Größe, Inhalt und Zugänglichkeit messen. Bei historischen Bibliotheken ist freilich der Inhalt entscheidender als die Zahl der gesammelten Bände. Um nur ein Beispiel zu geben: Die St. Galler Stiftsbibliothek gehört zu den kleineren Bibliotheken ihrer Art, doch an wissenschaftlicher Bedeutung überragt sie viele Einrichtungen, die zehnmal größer sind als sie. Die Wissenschaftliche Bibliothek Olmütz (Olomouc) gehört jedoch nach allen Kriterien zu den herausragenden Einrichtungen ihrer Art in Tschechien: Mit ihrem Bestand von über zwei Millionen Bänden ist sie die dritt- oder viertgrößte Bibliothek des Landes, hinsichtlich ihres einmaligen historischen Inhalts gehört sie ebenfalls in die Spitzengruppe. Und auch dank ihres wichtigsten Schatzes, der mittelalterlichen Handschriften, rangiert sie unter den „großen Vier“, die da wären: die Nationalbibliothek und die Bibliothek des Nationalmuseums, beide in Prag, die Mährische Landesbibliothek in Brünn (Brno) und eben die Wissenschaftliche Bibliothek zu Olmütz. Dazu kommen noch vier kirchliche Fonds, nämlich der des Prager (in Verwaltung der Kanzlei des Präsidenten der Tschechischen Republik) und der des Olmützer Domkapitels (in Verwal-

tung des Schlesischen Landesarchivs in Troppau/Opava) sowie die des Prämonstratenserstiftes Strahov in Prag und des Zisterzienserstiftes in Vyšší Brod (Hohenfurt). Diese Reihe schließt eine Adelsbibliothek ab, die der Fürsten von Lobkowitz, auch als Raudnitzer bekannt, die sich jedoch jetzt in Nelahozeves nördlich von Prag befindet (nicht mit der sogenannten Prager Lobkowitz Bibliothek zu verwechseln, die schon lange in der Prager Nationalbibliothek aufbewahrt wird)<sup>1</sup>.

Die Verwaltung der Olmützer Bibliothek entschloss sich, wohl auch mit Zustimmung der übergeordneten Behörden und unterstützt durch etliche Sponsoren, das 450. Jubiläum ihrer Gründung von 1566 würdig zu feiern. Im Jahr 2016 erschienen zwei großformatige, schön aufgemachte Bände als Ergebnis dieser Bemühungen. Die Pracht der Ausstattung ist jedoch nur als Begleiteffekt zu bezeichnen, wesentlich wichtiger ist der wissenschaftliche Gewinn, der ohne Übertreibung als Erfolg von internationaler Bedeutung bezeichnet werden kann.

Nimmt man die Bände zur Hand, bereiten sie einem zunächst einmal etwas Kopferbrechen – und das in einer Weise, die umso mehr erstaunt, als es sich bei den Herausgebern um Bibliothekare handelt. Die von unterschiedlichen Redakteuren verantworteten Bände sind mit nahezu gleichen Titeln versehen, selbst die Untertitel klingen sehr ähnlich. Um das Rätsel zu entschlüsseln, muss man in den Büchern blättern, dann wird klar, dass der erste Titel tatsächlich die Geschichte der Institution bringt, während es sich bei dem zweiten um den Katalog zu der Ausstellung handelt, die anlässlich des Jubiläums im Olmützer Erzdiözesanmuseum stattfand. Das erklärt auch, warum sich bestimmte Informationen in beiden Bänden wiederholen, es gelegentlich zu Überschneidungen kommt. Die Bücher sollen als selbstständige Einheiten begriffen werden, die unabhängig voneinander „funktionieren“, wobei der zweite manches in komprimierter Form präsentiert, das der erste ausführlich erzählt.

Zunächst also zum erstgenannten Titel: Die Bibliothek entstand 1566 als Teil des sich damals in Olmütz etablierenden Jesuitenkollegs, das kurz darauf zur Universität wurde. An der breiten Palette der Titel, die in dieser bald selbstständigen Bibliothek gesammelt wurden, lassen sich die Peripetien der Zeit ablesen: Ihre Gründer und ersten Träger waren Jesuiten, die in Olmütz den Konvent, später die Universität pflegten. Nach der Ordensaufhebung (1773) wurde die Bibliothek zur öffentlichen Studienbibliothek, die zusammen mit der neu errichteten weltlichen Universität vorübergehend gar nach Brünn wechseln musste (1778), um jedoch bald wieder nach Olmütz zurückzukommen. Eine besonders wichtige Rolle spielte die Phase der josephinischen Reformen, in der die Bibliothek die Buchbestände der aufgehobenen Klöster übernahm, was auf einen Schlag eine unter normalen Umständen unvorstellbare Bereicherung der Bestände brachte. Hier spielte Johann Nepomuk Alois Hanke, dem Zdeněk Orlita, Jiří Glonek, Petra Kubičková und Lubomír Novotný große Aufmerksamkeit widmen, eine wichtige Rolle. Die Autoren verhehlen jedoch nicht, dass die Bibliothek Zeiten des Niederganges erleben musste, ja auch heute noch viele Hindernisse zu bewältigen hat.

<sup>1</sup> Einen guten Überblick über die Handschriftenbestände in der Tschechischen Republik vermittelt der von Tošnerová herausgegebene vierbändige Führer, zu dem eine komprimierte einbändige englische Fassung vorliegt: *Tošnerová, Marie (Hg.): Guide to Manuscript Collections in the Czech Republic. Praha 2011.*

Was den ersten Titel betrifft, kann der Leser mit Genugtuung konstatieren, dass ihm wirklich das Maximum geboten wird. Der Anmerkungsapparat ist reichhaltig und zeugt von breiten Quellenforschungen, die das verstreute Material zu einem auch gut lesbaren Ganzen zusammengeführt haben.

Der Katalogband hat eine andere Struktur und geht von einzelnen Themenbereichen aus. Jedes Kapitel wird mit einer knappen, allgemeinen Vorstellung eröffnet, um im Folgenden durch treffende Beispiele illustriert zu werden. Zu jeder Aufnahme gibt es einen instruktiven Kommentar, meist mit Hinweisen auf Literatur (freilich nicht immer lückenlos), der das Objekt in den entsprechenden historischen Kontext einbettet. Von den knapp zwanzig Themenfeldern bilden die über den Buchbestand die wichtigsten. Hier ragen die Kapitel über die Handschriften heraus – die Bibliothek verfügt über rund 400 Bände, von denen die ältesten aus dem 11. Jahrhundert sind, die größte Zahl aber aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammt. Die meisten dieser Handschriften kamen aus den durch Joseph II. aufgehobenen Klöstern. Zwar besaßen viele Klöster damals nur Fragmente der ursprünglichen Bestände, da während des Dreißigjährigen Krieges viele Schriften nach Schweden verschleppt worden waren. Doch gibt es Ausnahmen wie den nahezu komplett erhaltenen Bibliotheksbestand der Olmützer (Doleiner) Kartäuser (gegründet 1387), der künstlerisch unbedeutend, aber inhaltlich äußerst wichtig ist (Jana Hrbáčová, S. 250-303). Auch sonst sind im Bestand einige Unikate zu verzeichnen, darunter auch Wiegendrucke (Rostislav Krušínský). Ihre genaue Zahl nennt der Katalog nicht, wir wissen aber aus anderen Quellen, dass es sich um knapp 2 000 bibliografische Einheiten handelt. Den ältesten Titel datiert man auf das Jahr 1467, der Großteil stammt jedoch aus den zwei letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts. Begrifflicherweise überwiegen dabei Produkte der Offizinen, die Deutsch sprachen und überwiegend auf Latein schrieben.

Hier können nicht alle Kapitel aufgezählt werden, einige sollen jedoch genannt werden, um einen besseren Eindruck zu vermitteln. So gibt es ein Kapitel zu den Fonds der ursprünglichen Jesuitenbibliothek, eines über die Erträge der Josephinischen Klosteraufhebungen, zum Ringen um Pflichtexemplare, zu den Libri prohibiti, zu Mäzenen, ein Kapitel über Fragmente der berühmten Privatbibliotheken (so z. B. über 200 Bände der Bibliothek des Ferdinand Hoffmann aus Grünpuhel), weiter kann man über Bibliophile, Kuriositäten, das „Museum Mathematicum“ sowie die Münzsammlung oder die Einbände lesen. Auch andere Bibliotheksbereiche dürfen sich mehrerer Rara, und Rarissima sowie etlicher Unikate rühmen. So tauchte unlängst überraschenderweise auch ein Brief des Humanisten Willibald Pirckheimer auf. Über das abschließende ausführliche Literaturverzeichnis sei vermerkt, dass es nicht mit dem des zuerst besprochenen Bandes identisch ist.

Einleitend wurde die Unterstützung der vorgestellten Prachtbände durch „höhere Stellen“ erwähnt. Dieses Lob muss allerdings relativiert werden. Denn die Bibliothek verfügt derzeit über allzu knappen Raum, siedelt in mehreren nicht zusammenhängenden Bauobjekten, die zum Teil in beklagenswertem Zustand sind. Diese missliche Situation kann beim besten Willen nicht aus eigener Kraft gelöst werden. Es liegt auf der Hand, dass die Bibliothekare einen Dienst an der Öffentlichkeit leisten und hier wertvolle, unersetzbare Bestände bedroht sind, deren kulturelle Bedeutung



weit über Tschechien hinaus reicht. Das ständige Flickern der Provisorien ist in der Gesamtsumme teurer als eine grundsätzliche Lösung. Wer soll dafür die Verantwortung vor der Geschichte tragen? Die Bibliothekare sicher nicht.

Prag

Ivan Hlaváček

*Čapská, Veronika: Mezi texty a textiliemi. (Swéerts-)Šporckové, textové praxe a kulturní výměna na přelomu baroka a osvícenství [Between texts and textiles. The (Swéerts-)Sporck family, textual practices, and cultural exchange at the turn of the Baroque Period and the Enlightenment].*

Scriptorium, Praha 2016, 328 pp., ISBN 978-80-88013-33-4.

Examining three striking themes that Veronika Čapská was engaged with years earlier – piety, self-presentation, and cultural transfer – her new book combines these motifs by evaluating an integrated body of sources originating in the circle of the (Swéerts-)Sporck family in the first half of the 18<sup>th</sup> century. The very title of the book employs concepts that, in a study of texts, concentrate especially on their social and material nature. Without disregarding what the texts are actually saying, Čapská focuses her attention on, in particular, the social processes connected with the production, reproduction, patronage, translation, and distribution of texts. She combines approaches from literary theory, history, and social anthropology while making use of behaviour theory and action theory for her overall perspective. The specific (Swéerts-)Sporck material has allowed her to look at literary practice in a somewhat surprising analogy with the production and movement of textiles – which in many respects fulfilled the same or similar role as books did in the (Swéerts-)Sporck environment. That is where the title *Between Texts and Textiles* comes from, which is not only an allusion to the well-known etymological relationship of the words *text* and *textile* (from the Latin term *texere*, to weave), but also refers to the particular functional analogy between texts and artefacts. In turn, the title blurs the boundary between the two terms.

Unlike previous research into the Sporck family, with interest in Count Franz Anton Sporck (1662-1738) predominating, Čapská focuses primarily on Sporck's two daughters, Maria Elenora (1687-1717) and especially Anna Katharina (1689-1754), and places them in the role of main actors. Although their intellectual activity was in many respects directed by their father, both nevertheless followed their own aims and ambitions. To such ends, Čapská sees the main source of their emancipation being, for the most part, connected to their religious environment, which, together with their aristocratic upbringing, had extreme influence on their disposition.

The book is divided into five parts that map out various types of textual practice. The first is devoted to the translation activities of the Sporck sisters in the period 1702-1725. Čapská starts from contemporary translational concepts that regard translation as a form of authorship that is even more important because the translation represents essentially a more extensive body of texts than the original. Čapská begins the chapter with Lawrence Venuti's classification of translations into

domestication and foreignization. Although she tries to break away from the dichotomy between “faithful” and “free” translation – while presenting translation fundamentally as an aesthetic, self-disciplinary practice that, among other things, helped the recently ennobled family to consolidate its social status – it is apparent that the issue of fidelity is not so easy to leave behind. This is all the more true considering that the entire translation discourse of the time circled around the notion. Čapská shows how the category of fidelity functioned – or rather, failed to function – in the translations undertaken by Maria Elenora and Anna Katharina against the backdrop of contemporary conventions that perceived translation – unlike authorship – in feminine terms (“unfaithful beauty”). They added their own forewords, or whole chapters, to the texts they translated, shifted their meanings, and adapted them to the domestic cultural environment, thereby crossing the border between translation and authorship.

Čapská’s theme in chapter two is the commissioning of texts to exhibit the prestige of the family. A significant generational change comes with the ascent of the new generation. While Count Sporck commissioned prestigious documents addressed in the first place to readers in aristocratic circles, his heir Anna Katharina and her husband Franz Karl Swéerts-Sporck (1688-1758) put emphasis on less remarkable homiletic and biographical compositions, particularly sermons linked with rituals of transition. Čapská focuses on the writings of two clergymen in the service of the Sporcks, Wilhelm Löhrer (1669-1750) and Gregor Zinck (1708-1770), members of the Servite Order. In their biographies of the Sporcks, they project a model of sainthood in the case of Anna Katharina and the somewhat delicate motif of the reformed sinner in the case of Franz Karl.

The subject of the third chapter is the patronage of personal devotional literature (*Erbauungsliteratur*), motivated on the one hand by an effort to ignite religious fervour, and on the other hand by the high childhood mortality in the (Swéerts-)Sporck family and the endeavour to preserve the life and health of the single male heir. Čapská confirms the conclusions of earlier research that considers the expansion of this type of literature at the beginning of the 18<sup>th</sup> century as an instrument to cultivate emotion and self-reflection. Of great benefit, as well as strikingly unusual in the context of literary practice, is the family’s connection to the anthropology of the gift. Focusing on this connection, the author not only explains the distribution of the books printed by the (Swéerts-)Sporcks, but also the profit they made from their extensive book patronage.

The fourth chapter deals with the manuals on economics authored by Franz Karl based on his own experience as a manager and on his reading. According to Čapská, an important feature of these texts is the close connection of economics to religion and the all-pervading topic of order. However, it is interesting that Franz Karl did not have these books printed but used his knowledge of economics to secure the favour of important aristocrats, who he advised on how to restructure their management productively. These activities allowed him to strategically reinforce his own social position.

In the last part, Čapská focuses on Anna Katharina’s correspondence with the monks of the Sonnenburg monastery in Tyrol. Firstly, she indicates the extremely

performative nature of the epistolography of the time, which enabled Anna Katharina to be active through textual practices. In addition, Čapská uses the letters as an important source to not only provide specific data about the numbers of books the (Swéerts-)Sporcks distributed through the monasteries in Sonnenburg and Innsbruck, but also to reconstruct the poorly investigated paths these books took from writing to production to distribution. At the same time, she also understands all these textual practices as various media forms of cultural transfer. For example, in the chapter on translation, she shows how through text production and distribution Spanish and French mysticism penetrated the lands of the Habsburg monarchy; in the chapter on devotional texts, she presents the way in which mystical and ascetic models of saintliness from the Roman Catholic lands of southern Europe became a part of personal biographies; and in the chapter on correspondence, she observes that Anna Katharina introduced the Tyrolean type of embroidery with beads and enamel to the Bohemian lands.

Like every inspirational work, Čapská's book raises a number of questions on the margins of the topic, which are only mentioned by the author or only emerge from her conclusions. Although the activities of the (Swéerts-)Sporcks undoubtedly supported the literization of society, as Čapská assumes with great enthusiasm, one has to reflect on what type of reader (and readership) they helped to shape. Such a reflection poses, for instance, the very basic question to what extent did the books that the (Swéerts-)Sporcks published and distributed contribute to the development of praxeological forms of reading – that is, reading aimed at pursuing specific practices, especially religious ones (prayer and so on) – or whether they were able to cultivate the critical thinking of readers as well.

Thanks to new sources that have remained until now on the edge of scholarly interest and which Čapská, with her sense of subversion, calls “marginal sources”, she uncovers “marginalized” textual practice and “marginalized” actors, which through her anthropological perspective acquire new dimensions and meanings.

Prague

Lenka Řezníková

*Bogade, Marco (Hg.): Transregionalität in Kult und Kultur. Bayern, Böhmen und Schlesien zur Zeit der Gegenreformation.*

Böhlau Verlag, Wien, Köln, Weimar 2016, 301 S. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 49), ISBN 978-3-412-50132-7.

Das seit 1958 bestehende Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte widmet sich der Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte jener Gebiete Ostmitteleuropas, die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges von Deutschen besiedelt waren. Nach 1989 begann diese Institution, verstärkt mit tschechischen und polnischen Historikern zusammenzuarbeiten. Das kam auch bei ihrer 50. Arbeitstagung zum Ausdruck, die 2013 im westböhmisches Tepl (Teplá) stattfand. Thema war die „Transregionalität der Kult(ur)regionen Bayern – Böhmen – Schlesien zur Zeit der Gegenreformation“. Der daraus hervorgegangene Sammelband enthält neben dem Vorwort des Herausgebers Marco Bogade 16 Beiträge von Autoren aus Deutschland,

Tschechien und Polen. Es handelt sich durchweg um gelungene Blicke auf Fragen der Kultur und des religiösen Lebens in einem breiten Gebietsstreifen von Bayern über Böhmen bis nach Schlesien im 17. und 18. Jahrhundert.

In der einführenden Studie setzt sich Rainer Bendel zunächst kurz mit der Terminologie religiöser Prozesse in der Frühen Neuzeit auseinander und behandelt anschließend die Entwicklung der Reformbestrebungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche. Besonders gewinnbringend ist in diesem Text die Übersicht über die Ausgangspunkte des gegenreformatorischen Prozesses in Schlesien, Böhmen und Bayern. Hier wird zwar weitgehend Bekanntes zusammengefasst, doch interpretiert Bendel, wie bereits der Titel seines Beitrags „Reform als kulturelle Brücke“ andeutet, die Rekatholisierung dieser Länder als ein vereinigendes Element.

Der Band gliedert sich in vier thematische Blöcke. Im ersten Teil geht es um die katholischen Kulte in der Zeit des Barock in der die mittelalterlichen Traditionen von einem neuen gegenreformatorischen Gehalt durchdrungen wurden. Dieses interessante Thema wird mit den folgenden drei Studien leider nur grob umrissen: Petr Kubín befasst sich mit der Entstehung und Entfaltung des Kultes des seligen Hroznata, des Gründers und Patrons des Prämonstratenserstiftes Tepl. Damien Tricoire bietet einen Vergleich der religiösen und politischen Motive rund um die Errichtung der Mariensäulen in München und Prag. Jan Kilián skizziert die Wandlungen des religiösen Raumes in Nordwestböhmen, wo die vorherrschende lutherische Konfession vor allem vom Marienkult abgelöst wurde.

Der zweite Teil des Buches widmet sich mit vier Abhandlungen der barocken Architektur. Madleine Skarda befasst sich mit der böhmischen Barockgotik und ihrem Schöpfer Johann Blasius (Jan Blažej) Santini-Aichl. Am Beispiel des Umbaus der Zisterzienserkirche St. Mariä Himmelfahrt in Sedletz (Sedlec) bei Kuttenberg (Kutná Hora) wird hier der breitere Kontext der Barockgotik als Trägerin der Kontinuität des Ordenslebens aufgezeigt. Bei Daniela Štěrbová geht es um die Entwicklung des architektonischen Typus der Wandpfeilerkirche in Böhmen und ihre bayerischen Gegenstücke. Eine Analyse der Benediktinerkirche im schlesischen Wahlstatt (Legnickie Pole) legt Jan Wrabec vor. Die Kirche ist ein Werk Kilian Ignaz Dientzenhofers und über den berühmten Baumeister mit Böhmen und mittelbar auch Bayern verbunden. Der letzte Beitrag dieses Teils stammt von Aurelia Zduńczyk und gilt den Mariensäulen in Schlesien. Dieser interessante Text korrespondiert in vielerlei Hinsicht mit der oben schon genannten Studie von Tricoire; daher erschließt sich mir die Entscheidung, sie in den zweiten Teil des Sammelbandes einzugliedern, nicht. Zduńczyk beschreibt die Säulen als Teil der Rekatholisierungskampagne und argumentiert, dass sie in den österreichischen und böhmischen Ländern nachhaltig zur Umgestaltung des öffentlichen Raums beitrugen.

Teil drei des Sammelbandes schließlich verhandelt die barocke Ikonografie und bildende Kunst, hierzu sind fünf Beiträge versammelt. Jan Royt richtet in einem bemerkenswert interdisziplinären Aufsatz seine Aufmerksamkeit auf das Altbunzlauer Palladium, ein marianisches Gnadenbild, das besonders in der Zeit des Barock als Schutzbild des Königreiches Böhmen verehrt wurde. Er schildert die Entstehung und barocke Entfaltung dieses Kultes und widmet sich den mit ihm verbundenen Legenden. Zudem verknüpft Royt die Ikonografie des Reliefs mit dem

literarischen Bild der Lerche, die in der marianischen Symbolik jener Zeit eine bedeutende Stellung einnahm. Małgorzata Wyrzykowska verfolgt in ihrem Text das Vordringen dreier Kulte aus der Habsburger Familienfrömmigkeit (die Heiligen Josef, Leopold und Karl Borromäus) in die bildende Kunst Schlesiens der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Verbreitung dieser Kulte sieht sie nicht nur im Kontext der Rekatholisierung, sondern vor allem auch als Zeichen der Loyalität gegenüber dem Herrscherhaus und Ausdruck der Festigung der Staatsideologie der Habsburgermonarchie in Schlesien. Der bayerische Maler Cosmas Damian Asam und sein Werk sind Thema einer aufschlussreichen Studie über die Formen der Verherrlichung der katholischen Kirche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Julia Fischer untersucht Asams Fresken in den Benediktinerklöstern Weingarten und Weltenburg, in der Kirche der Zisterzienserabtei Fürstenfeld und im schlesischen Benediktinerkloster Wahlstatt. Lenka Stolárová präsentiert in ihrer Studie neue Forschungsergebnisse zu den Auslandsaufenthalten und Pilgerfahrten des böhmischen Malers Karel Škréta vom Ende der 1620er bis Ende der 1630er Jahre. Sie zeigt, wie dieser bedeutende Künstler im Ausland Anregungen für seine späteren Werke fand. Den letzten Beitrag bildet eine Studie von Dörte Wetzler zum Prager Loreto auf dem Hradšchin (Hradčany) an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert. Wetzler zeigt, wie mit der Errichtung und Ausschmückung dieses bedeutenden Wallfahrtsortes ein Raum für die Entfaltung der barocken katholischen Frömmigkeit entstand.

Im abschließenden Teil des Bandes werden drei aktuelle Forschungsprojekte vorgestellt. Mario Feuerbach informiert über die Erforschung des Zisterzienserklusters Ossegg (Osek) und des Wallfahrtsortes Maria Ratschitz (Mariánské Radčice). Matthias Donath widmet sich der Erforschung der evangelischen Kirchenbauten in Schlesien, in denen die geheimen Nichtkatholiken aus den böhmischen Ländern Zuflucht fanden (Friedens- und Gnadenkirchen). Katharina Ute Mann beschäftigt sich in ihrem Dissertationsprojekt mit der Personifizierung Polens im 19. Jahrhundert in der polnischen Malerei und deren Bedeutung für das historische Gedächtnis.

Man kann den besprochenen Sammelband natürlich aus vielen Blickwinkeln betrachten. Aus der Perspektive des Historikers der Kirchen- und Religionsgeschichte handelt es sich um eine sehr nützliche Publikation. Wie die meisten Sammelbände, die aus einer Konferenz hervorgegangen sind, präsentiert auch dieser eine etwas zersplitterte Sicht auf die behandelte Problematik. Dieser Nachteil wird jedoch durch den konsequent interdisziplinären Ansatz reichlich aufgewogen. Die deutliche Mehrheit der Beiträge verfolgt kunsthistorische Themen im breiteren Kontext der Geschichte, naheliegender Weise vor allem der Religions- und Kirchengeschichte, aber auch der politischen Problematik und einiger weiterer historischer Fächer (zum Beispiel der Literaturgeschichte). Umgekehrt berücksichtigen die Autoren historischer Themen auch den kulturellen Hintergrund der behandelten Epoche. Die Verknüpfung der Themen Kult und Kultur wird also nicht nur im Titel auf dem Einband behauptet, sondern wirklich ernst genommen. Dessen einzige Schwäche besteht vielleicht in der recht losen Verbindung der drei Regionen. Bayern, Böhmen und Schlesien kommen zwar in den einzelnen Studien vor, doch stehen sie häufig ohne nennenswerte Interaktion nebeneinander.

*Jemelka, Martin (Hg.): Ostravské dělnické kolonie [Die Ostrauer Arbeitersiedlungen]. Band I. Závodní kolonie kamenouhelných dolů a koksoven v moravské části Ostravy [Die Werkssiedlungen der Steinkohlebergwerke und Kokereien im mährischen Teil Ostraus].*

Filozofická fakulta Ostravské univerzity v Ostravě, Ostrava 2011, 541 S., ISBN 978-80-7368-953-7.

*Band II. Závodní kolonie kamenouhelných dolů a koksoven ve slezské části Ostravy [Die Werkssiedlungen der Steinkohlebergwerke und Kokereien im schlesischen Teil Ostraus].*

Filozofická fakulta Ostravské univerzity v Ostravě, Ostrava 2012, 735 S., ISBN 978-80-7464-190-9.

*Band III. Závodní kolonie vítkovických železáren a dalších průmyslových podniků [Die Werkssiedlungen der Witkowitz Eisenwerke und weiterer Industriebetriebe].*

Filozofická fakulta Ostravské univerzity v Ostravě, Ostrava 2015, 815 S., ISBN 978-80-7464-754-3.

In Tschechien hat sich die historische Forschung zu Industriestädten und ihren Einwohnern schon vor Jahrzehnten fest etabliert. Seit den 1960er Jahren konnten sich Untersuchungen zur Geschichte Ostravas und seines Umlandes entfalten,<sup>1</sup> in den letzten beiden Jahrzehnten lag der Schwerpunkt auf der Entwicklung des dortigen Unternehmertums. Es ist das Verdienst der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Schule von Milan Myška (1933-2016), der zunächst an der Pädagogischen Hochschule, später an der Philosophischen Fakultät wirkte, Untersuchungen zu der nordmährischen Metropole auf überregionale Fragestellungen auszudehnen. In der Historikergeneration darauf stellt Martin Jemelka eine wichtige Figur dar. Er hat sich mit der Arbeiterschaft, einer in den 1990er Jahren vernachlässigte soziale Gruppe, befasst und seine bemerkenswerte Dissertation den Werkssiedlungen von Ostrava gewidmet. Seit einigen Jahren forscht er zudem zu den Städten des Baťa-Konzerns.

Die vorliegende dreibändige Monografie erfasst die Entwicklung von 82 (!) Arbeitersiedlungen (Kolonien) in Ostrava. 19 Autorinnen und Autoren, überwiegend Studierende aus Jemelkas Diplomseminar, haben zu ihr beigetragen. Die Werkssiedlungen sind insofern ein gut gewähltes Thema, als diese Wohnform in Ostrava häufiger vorkam als in irgendeiner anderen Agglomeration der Habsburgermonarchie und später der Tschechoslowakischen Republik. Während in vielen böhmischen und mährischen Städten Arbeitersiedlungen eine Randerscheinung darstellten, lebte in Ostrava auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung bis zu einem Drittel der Einwohnerschaft in solchen Siedlungen.

Die Publikation gliedert sich in drei Bände, die es zusammen auf mehr als 2000 Seiten bringen. Hunderte von Fotografien und die repräsentative Aufmachung lassen darauf schließen, dass es sich bei dem Projekt um eine für die Universität Ostrava

---

<sup>1</sup> Erwähnt sei hier nur: *Jiřík, Karel/Pitronová, Blanka (Hgg.): Dějiny Ostravy [Geschichte Ostraus]. Ostrava 1967.*

prestigeträchtige Sache handelt. Die ersten beiden Teile sind den Beschäftigten der Bergwerke und Kokereien gewidmet, der dritte Teil den Beschäftigten in der übrigen Industrie, wobei aber zwischen den ersten beiden und dem dritten Band kein großer Unterschied zu erkennen ist. Jeder Band ist in Kapitel unterteilt, die sich mit den einzelnen Siedlungen befassen. Das hat seine Berechtigung, denn die Siedlungen entstanden außerhalb der städtischen oder dörflichen Bebauung und bildeten gewissermaßen eine kleine Welt für sich. Sie ist aber auch einem ganz praktischen Erfordernis geschuldet: Die Grundlage bilden nämlich studentische Arbeiten zu den einzelnen Siedlungen, darunter auch einige Diplomarbeiten (6 von 19 Autoren und 12 von 59 Kapiteln). Das Buch unter Einbeziehung prägradualer und postgradualer Studenten zu schaffen, forderte dem Herausgeber zweifellos viel Arbeit ab. Bei der Lektüre sieht man deutlich, dass die Studierenden Raum zur Entfaltung aber auch klare Strukturen hatten. Sie haben bei dem Projekt sicher viel gelernt. Allerdings hat die Publikation mit ihren vielen Einzelteilen einen eher enzyklopädischen Charakter; vielleicht hätte sich diese Tatsache auch im Titel widerspiegeln können.

Alle Kapitel sind identisch aufgebaut: Eingangs findet der Leser die grundlegenden räumlichen Informationen zu der Siedlung, zumeist mit einem kleinen Plan, im Weiteren dann Angaben zur baulichen Entwicklung und zum Wohnstandard. Dies wird mit umfangreichen Tabellen untermauert, die die Errichtung der einzelnen Häuser, gegebenenfalls ihren Abbruch, die Zahl der Wohneinheiten und die Zahl ihrer Bewohner anführen. Es folgt das Unterkapitel „Charakteristik der Bevölkerungsverhältnisse“, das grundlegende Daten wie die Einwohnerzahl in verschiedenen Jahren, die Anteile von Männern und Frauen und mitunter die Altersstruktur, die Nationalitätenverhältnisse sowie die religiöse Zusammensetzung einer Siedlung liefert. Dann kommt das Unterkapitel „Umfeld der Siedlungen und Versorgungseinrichtungen“ mit Informationen vor allem über Wirtshäuser und Läden, sowie ein Unterkapitel, das „Gesellschaftliches und Vereinsleben“ dokumentiert. Was hier besonders auffällt, ist die große Zahl atheistischer Vereinigungen, die in Ostrava weitest populärer waren als in anderen Städten der böhmischen Länder.

Der letzte Teil jedes Kapitels präsentiert bedeutende Persönlichkeiten, die aus den Siedlungen stammten und deren berufliches Wirken in manchen Fällen den zeitlichen Rahmen des Buches überschreitet und in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts reicht. Wie zu erwarten ist, stammen die hier aufgeführten Personen überwiegend aus Beamten-, Techniker- und Meisterfamilien.

Obwohl Ostrava vor 1918 ein Schmelztiigel vieler Nationalitäten war und Migration nicht nur aus der mährischen Provinz, sondern auch aus Galizien hierher führte, geht die ethnische Vielfalt in der vorliegenden Publikation etwas verloren. Zum Beispiel erfahren wir kaum etwas über andere als die tschechischen Vereine oder über namhafte Persönlichkeiten, die keine Tschechen waren. Vielleicht gab es aber auch prominente Deutsche oder Polen (es lebten praktisch keine Juden in den Siedlungen), die nach 1945 außerhalb der Tschechoslowakei wirkten, in dem Fall sollte auch ihnen Beachtung geschenkt werden. Aus den Informationen, die in den Bänden an unterschiedlichen Stellen auftauchen, geht hervor, dass der Anteil der Deutschen und Polen in manchen Siedlungen zwischen 5 und 10 Prozent der Bevölkerung betrug. Hätte man ihnen mehr Raum geben können?

Für Historiker, die sich mit Ostrava beschäftigen, ist die Monografie sicher eine Fundgrube von großem Wert. Doch der Forscher, der von außerhalb kommt, kann sich des Eindrucks kaum erwehren, dass man in der Studie vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht.<sup>2</sup> Man merkt, dass die Studenten der Versuchung nicht widerstehen konnten, alles in den Text zu packen, was sie in den Archiven finden konnten. Wozu dient etwa die Information, wie viele Schweine, Hühner und Tauben es in einem konkreten Jahr in einer konkreten Siedlung gab? Oder die Aufzählung aller Räume und ihrer Maße für einzelne Häuser? Hier hätte der Herausgeber energischer streichen oder wenigstens die Daten in die Anmerkungen verschieben sollen.

Aussagekräftiger sind die Zitate aus Erinnerungen an den Alltag in den Siedlungen, die in den Fließtext aufgenommen wurden. Doch in den meisten Fällen leiten die Autoren nichts aus ihnen ab. Insgesamt bleiben viele Kapitel deskriptiv, es handelt sich eher um eine Art Datenbank für künftige Forscher, als um eine Monografie. Besonders Kapitel über die bauliche Entwicklung und die Wohnstandards erscheinen unnötig breit, doch möglicherweise werden Fachleute aus der Stadtentwicklung oder Denkmalpfleger gerade diese Datenfülle zu schätzen wissen.

Was den drei Bänden fehlt, ist ein substanzreiches Schlusskapitel, das ein zusammenfassendes Bild der Arbeitersiedlungen zeichnet und diese in die Geschichte der Stadt Ostrava einordnet, gegebenenfalls in den Kontext der Entwicklung dieses Wohntyps in Mitteleuropa. Über die Redaktion der einzelnen Teile der ungeheuer quellengesättigten Monografie, ist hier offenbar das große Ganze aus dem Blick geraten. So bedauert man es, dass für die einzelnen Siedlungen viele Tabellen geboten werden, Statistiken für ganz Ostrava aber fehlen. Wir erfahren nicht, welcher Prozentsatz der Einwohner Ostravas in den Arbeitersiedlungen lebte und wie sich ihr Anteil im Laufe der Zeit veränderte, wann die Siedlungen mehrheitlich entstanden und wann sie verschwanden, wie viele Siedlungen bis heute bestehen, wie sich ihre Bevölkerung insgesamt entwickelte sowie ethnisch und konfessionell zusammensetzte, auch im Vergleich zur Bevölkerung der gesamten Stadt. Es wäre auch interessant, die Frage zu diskutieren, nach welchen Konzepten die Siedlungen errichtet wurden und wie gegebenenfalls die allmähliche Verbesserung der Wohnverhältnisse vor sich ging. Viele dieser Informationen finden sich in den Abstracts der einzelnen Teile, die aufgrund ihrer Platzierung ganz am Schluss der Bände und der geringen Schriftgröße leicht übersehen werden können. Nicht zuletzt hätte dem Leser eine Übersichtskarte von Ostrava mit Einzeichnung der Siedlungen gedient.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass „Die Ostrauer Arbeitersiedlungen“ die Vorzüge wie die Schwächen der Einbeziehung von Studenten in solch ein großes Forschungsprojekt und seine Veröffentlichung aufweist. Die rezensierten Bände beruhen auf viel Arbeit und großem Fleiß. Offenbar zielen sie primär auf ein lokales Publikum, dem die einzelnen Orte bestens vertraut sind und das, vielleicht auf-

---

<sup>2</sup> Wer sich für die gesamte Geschichte Ostravas interessiert, sei verwiesen auf: *Przybylová, Blažena* (Hg.): Ostrava. Praha 2013. Diese Publikation konzentriert sich allerdings zu sehr auf die Verwaltungsgeschichte und vernachlässigt die sozialökonomische Entwicklung. Der Leser erfährt hier nicht, dass in Ostrava auch Arbeiter lebten.



grund familiärer Wurzeln, die Detailinformationen zu schätzen weiß. Doch wer sich allgemein für die Geschichte moderner Städte interessiert, wird sich in den Bänden verlieren. Der Rezensent möchte dem Herausgeber empfehlen, das zusammengetragene reiche Material in einem Aufsatz zu systematisieren und in einen größeren Kontext zu stellen. Eine Veröffentlichung in einer angesehenen Fachzeitschrift würde sich auf jeden Fall lohnen.

Prag

Stanislav Holubec

*Cornwall, Mark/Newman, John Paul (eds.): Sacrifice and Rebirth. The Legacy of the Last Habsburg War.*

Berghahn, New York, Oxford 2016, 295 S., 19 Abb. (Austrian and Habsburg Studies 18), ISBN 978-1-78238-848-7.

Der vorliegende Sammelband untersucht aus einer kontrastiven Perspektive, wie in den unterschiedlichen Nachfolgestaaten bzw. -gesellschaften der Habsburgermonarchie an den Ersten Weltkrieg und seine Opfer erinnert wurde. Im ersten Teil werden die Wahrnehmungen und Erinnerungen bei den Besiegten, also den Deutschen und Ungarn, untersucht. Der zweite Teil lenkt den Blick auf die Siegerstaaten Jugoslawien und Tschechoslowakei, die den Krieg offiziell als endgültige nationale Wiedergeburt bzw. Befreiung aus langer Unterdrückung deuteten und ihm damit einen höheren Sinn zusprachen. Ferner gelangen jene Regionen bzw. Gruppen in den Fokus, bei denen eine Zuordnung zu Sakrifizierung oder Viktimisierung nur bedingt möglich erscheint, was für Slowenen, Kroaten oder auch Polen gilt, die sich in einer neuen, triumphal-hegemonialen Situation wiederfanden und für eine Kultur der „versteckten Besiegten“ stehen.

Wie lässt sich angesichts der Niederlage dem Krieg dennoch eine Art höherer Sinn verleihen? Catherine Edgecombe und Maureen Healy (*Competing Interpretations of Sacrifice on the Postwar Austrian Republic*, S. 15-34) und Robert Gerwarth („War in Peace“: *Remobilization and „National Rebirth“ in Austria and Hungary*, S. 35-52) setzen sich mit der Verarbeitung der Niederlage in Österreich und Ungarn auseinander. In beiden Ländern bildeten sich sowohl paramilitärische Subkulturen als auch ein antisemitisch aufgeladener Anti-Bolschewismus heraus, die in ihrer Militanz ein höchst problematisches Erbe bildeten.

Der Situation in den böhmischen Ländern widmet sich Mark Cornwall (*Apocalypse and the Quest for a Sudeten German Männerbund in Czechoslovakia*, S. 53-74), der die männerbündischen Positionen und Traditionen anhand ihrer Repräsentanten Heinz Rutha, Konrad Henlein und dem Arbeitskreis für Gesellschaftswissenschaften untersucht (S. 65).

Mit dem Opfer aus der Perspektive der Sieger befasst sich Melissa Bokovoy, die sich den fotografischen Narrativen des Krieges aus jugoslawischer Sicht nähert (*Framing the Hero: Photographic Narratives of War in the Interwar Kingdom of Serbs, Croats, and Slovenes*, S. 97-128). Nancy M. Wingfield geht der Schlacht von Zborov in der Erinnerungskultur der Ersten Tschechoslowakischen Republik als Teil einer Mythologisierung der tschechischen Soldaten nach, die aus der habsburgischen Armee desertierten und auf der Seite der Alliierten weiterkämpften (*National*

Sacrifice and Regeneration. Commemorations of the Battle of Zborov in Multi-national Czechoslovakia, S. 129-150). Zborov bildete einen Höhepunkt der Versuche, militärischen Heroismus und Opfer im Sinne der tschechischen nationalen Identität zu etablieren (S. 131). Als Teil einer konstruierten nationalen Tradition, die Zborov in eine Linie mit den Kämpfen des Jan Hus, Jan Žižka und weiterer heroischer Gestalten stellt, ist Zborov auch ein exkludierender Diskurs. Denn er schließt die Soldaten aus, die loyal auf habsburgischer Seite kämpften oder – wie die Deutschböhmern und Ungarn – den „Verrat“ von Zborov mit ihren eigenen Opfern in Verbindung brachten. Die erinnerungskulturelle Konstruktion von Zborov, dieser Nachweis gelingt Wingfield überzeugend, stieß auf höchst unterschiedliche Reaktionen und wurde auf verschiedenste Weise instrumentalisiert, so auch von den Kommunisten, die sich Zborov aus klassentheoretischer Perspektive aneigneten. Ein verbindendes Moment scheint jedoch in der Exklusion zu liegen. Denn nationalinklusive Denkmäler wie das in Ostrava, das auch an die polnischen und deutschen Gefallenen der Schlacht erinnert, stellen eine Ausnahme dar.

Mit der nationalistischen Ideologie einer Veteranenorganisation unter Rudolf Medek, der „Nezávislá jednota československých Legionářů“ (NJČsL), einer rechten Absplitterung und damit irreversiblen ideologischen Spaltung der Legionärsbewegung im Jahr 1925 setzt sich Katya Kocourek auseinander („In the Spirit of Brotherhood, united we remain.“ *Czechoslovak Legionaries and the Militarist State*, S. 151-173). Sie untersucht die Hintergründe der Entstehung der NJČsL und deren zentrale Ideologeme wie Brüderlichkeit, Führerprinzip und eine nationalistische Vereinnahmung von Zborov. Ebenfalls der Rolle von Legionären, der rumänischen Legionärsbewegung, widmet sich Rebecca Hanes (*Saving Greater Romania. The Romanian Legionary Movement and the „New Man“*, S. 174-193.)

Eine sogenannte stille bzw. verdeckte oder minoritäre Erinnerung wird für die kroatischen Veteranen, für die die slowenische Kriegserinnerung zwischen italienischen, serbischen und habsburgischen Varianten, sowie für die polnischen aus Galizien und die österreichischen in Tirol in den Blick genommen (*The Dead and the Living. War Veterans and Memorial Culture in Interwar Polish Galicia*, S. 233-257, hier S. 253). Christoph Mick rekonstruiert das Phänomen der geteilten Erinnerung am Beispiel der ethnopolitischen Situation Galiziens. Hier kam es erinnerungspolitisch offenbar zu strukturellen Ähnlichkeiten zwischen Polen und Ruthenen (Ukrainern). In Italien dominierte dagegen ein heroisches Kriegsnarrativ, welches die Landschaft der neu gewonnenen Gebiete flächendeckend symbolisch besetzte und alternative Erinnerungen zu marginalisieren versuchte (*Laurence Cole: Divided Land, divided Narratives. Memory Cultures of the Great War in the Successor Regions of Tyrol*, S. 268-286).

Der vergleichende Blick auf den Umgang mit den Opfern des Weltkriegs zeigt die vielen verschiedenen Wahrnehmungen und Interpretationen in den einzelnen Nachfolgestaaten der Donaumonarchie. Bei allen Unterschieden, so die Herausgeber, macht er im Detail aber auch einen übergreifenden, ideellen „Memorial-Raum Habsburg“ sichtbar.

Fasora, Lukáš: *Stáří k poradě, mládí k boji. Radikalizace mladé generace českých socialistů 1900–1920* [Die Alten zur Besprechung, die Jungen zum Kampf. Die Radikalisierung der jungen Generation der böhmischen Sozialisten 1900–1920].

Centrum pro studium demokracie a kultury, Brno 2015, 242 S., ISBN 978-80-7325-364-6.

Ein konservatives Experiment, das gründlich schiefgegangen ist – so könnte man die jüngste Veröffentlichung des Brünner Historikers Lukáš Fasora charakterisieren. Dieser erklärt in der Einleitung selbst, das Buch „hat bis zu einem gewissen Grad experimentellen Charakter“ (S. 5), der auf der Wahl der theoretischen Perspektive (generationelle Methode) und der historischen Materie (Jugend) beruhe. Allerdings seien beide in der internationalen, besonders der deutschen Historiografie bereits etabliert, weshalb man ihre Verwendung als sichere Sache sehen könne. Doch das ist nicht der Fall, und so gelangt der Autor zu dem Schluss, „die generationelle Interpretation des Geschehens“ sei nicht wirklich überzeugend. Für die Zeit zwischen 1900 und 1920 lasse sich zwar „eine ganze Reihe von Zeichen einer Revolte der jungen Generation“ finden, aber „eine reine Generationsrevolte ohne Attribut“ sei diese nicht (S. 221).

Die Interpretation durch die generationelle Brille dient Fasora als Mittel, eingefahrene historische Narrative aufzubrechen, die durch den politischen und den Nationalitätenkonflikt gerahmt werden. Im Zentrum steht die dritte (politische) Generation der Sozialisten, geboren zwischen 1885 und 1900. Fasora ordnet sie drei Generationen zu: der Generation der Jahrhundertwende (geb. 1885–1891), der Vorkriegsgeneration (geb. 1891–1898) und der Kriegsgeneration (geb. 1898–1900). Seine Argumentation entwickelt er in mehreren Schritten. Im ersten Kapitel beschreibt er die Generationspositionen, also den Kontext der Sozialisation der Jugend. Zu den zentralen Momenten, die die Entstehung einer Jugendbewegung ermöglichten, zählt er die Pädagogisierung der Gesellschaft, die mit dem Jugendkult verbunden war. Die (Selbst-)Entdeckung der Jugend verband sich mit dem Versagen der Institutionen für die Sozialisation der jungen Menschen. Auf die fehlende Vertrauenswürdigkeit dieser Institutionen (S. 37) habe die Jugend reagiert, indem sie sich politisierte und sich autonome Institutionen schuf. Dem Ursprung dieses Misstrauens wird jedoch nicht weiter nachgegangen. Daher bleibt unklar, welche Institutionen konkret versagt hatten und welchen Anteil die mit dem Kampf um das Wahlrecht verbundene Agitation und die damit einhergehende Forderung nach Autonomie hatten.

Im folgenden Kapitel skizziert Fasora die Grundlagen des Generationszusammenhalts, also „den Horizont dessen, was einander altersmäßig nahestehende Menschen von den genannten Dominanten der historischen Wirklichkeit wahrnehmen konnten“ (S. 9). Er argumentiert, dass sich das Generationsbewusstsein innerhalb eines Spannungsfelds entwickelt habe, das von so unterschiedlichen Faktoren wie dem Vorgefühl einer Veränderung, der Reform der Berufsausbildung, dem Wunsch nach Rückkehr zur Natur, dem schwindenden Einfluss traditioneller Autoritäten, dem Straßenhooliganismus und dem Antimilitarismus definiert wurde. Damit zeichnet er das Bild von einem Kulturkampf, in dem sich die Konfliktparteien zwar radikalisierten, ihr Radikalismus aber ein verbaler blieb. Die Erwartung von

Veränderung begreift der Autor also eher als Folge einer sich allmählich zuspitzenden Kampagne denn als Resultat eines Auseinanderklaffens von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont (Koselleck) infolge des sich beschleunigenden technologischen, politischen und kulturellen Wandels. Die „überspannten romantischen Erwartungen“ eines geschichtlichen Bruchs (S. 83) äußerten sich sowohl in der Überhöhung höchst politischer Taten, wie es ein Generalstreik war, als auch in der Flucht in die Natur, die den Bruch mit der organisierten Tätigkeit bedeutete und die Vorstellung erweckte, es sei möglich, ganz nach eigenen Regeln zu leben. All dies führt Fasora zu der Einschätzung, die sozialistische Jugend sei desorientiert gewesen, habe unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs allerdings auch an Selbstbewusstsein gewonnen und aus dem Gefühl, geopfert worden zu sein, das Recht abgeleitet, Veränderungen zu initiieren.

Das Problem, das hier entsteht und sich durch das Buch zieht, ist die Verwechslung des gesellschaftlichen Kontextes mit der Erfahrung der Akteure, der textlichen Repräsentationen, die in der periodischen Presse zu finden sind und durch ein Korpus von Erinnerungen ergänzt werden, das Jahrzehnte später am Institut für Marxismus-Leninismus entstand, mit dem Generationserlebnis selbst. Um es einfacher zu sagen: Die Sicht und die Wahrnehmung der Jugend und ihrer organisierten Vertreter kommt praktisch nicht vor. So geht es in den Passagen über die in jener Zeit populäre Abenteuerliteratur um deren Autoren und Motive, es wird aber nicht danach gefragt, welchen Sinn die Jugend in ihrer Lektüre fand. Oder, um ein anderes Beispiel zu geben: Im Unterkapitel über den schwindenden Einfluss traditioneller Autoritäten kommen vor allem die Priester und Lehrer zu Wort sowie die sozialistischen Theoretiker. Andere Autoritäten wie die Väter und allgemein die Familie als Instanz fehlen, vor allem aber sucht man vergebens nach den Jugendlichen selbst.

Obwohl man Generationsidentität „allein dort, wo eine organisierte Struktur entstand“ (S. 13) aufspüren kann, hat der Autor keine Versuche unternommen, das Leben der Parteijugend nachzuzeichnen oder wenigstens exemplarisch zu erfassen. Gerade mit Blick auf die in der Einleitung vorgenommene Generationseinteilung hätten sich dafür die prosopografische Methode und kollektive Biogramme geeignet. So gelangt Fasora in dem knappen Kapitel über den Kern der Generationsrevolte, in dem es um die Organisationsstrukturen der Jugend geht, zu dem Schluss: „Auf tschechischer wie auf deutscher Seite kann man von höchstens vier bis fünf Zentren sprechen, in denen nachweislich die Formulierung einer generationsspezifischen Alternative gelang“ (S. 136). Was das genauer bedeutet, wird nicht erklärt.

Die Verbindung zu den Organisationsstrukturen der Jugend wird dann auch im Kapitel über die Generationsidentität nicht hergestellt. Doch identifiziert Fasora hier die entscheidenden zeitgenössischen Themen – von der marxistischen Ideologie und dem Bolschewismus, über das Friedensethos einerseits, die Verherrlichung des Konfliktes andererseits, bis hin zur Geschlechterproblematik und dem Parteigedächtnis. Plastisch skizziert er die intellektuellen Spannungen der ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, entfaltet die in den vorangegangenen Kapiteln eröffneten Themen und erfasst die Parteidiskussionen zu diesen Fragen, wobei die

generationelle Dimension mitunter aus dem Blick oder zu einer schlichten Dichotomie zwischen „den Alten“ und „den Jungen“ gerät. Er kann jedoch überzeugend zeigen, was Lenin so attraktiv machte und warum die Parteijugend sich an die Parteipatriarchen der Gründergeneration erinnerte.

Anschließend wird der Zerfall der Jugendbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts behandelt, den der Autor mit der Unterdrückung des Generalstreiks vom Dezember 1920 in Zusammenhang bringt. Die Pazifizierung der Jugend betraf ihren sozialdemokratischen wie ihren kommunistischen Teil, freilich mit dem Unterschied, dass die radikale Linke und später die KSČ bestrebt war, aus der Verfolgung, die ihr durchaus gelegen kam, politischen Gewinn zu ziehen.

Vom Schluss des Buches, der den Faktoren für die Radikalisierung der Jugend gewidmet ist, war eingangs bereits kurz die Rede. Fasora rekapituliert seine Erkenntnisse, bietet aber auch hier keine Definition des Begriffs Radikalisierung, es bleibt dem Leser überlassen, diese aus den einzelnen Teilen des Textes herauszulesen. Vermutlich ist sie als Abkehr von einem konformen und eher theoretisch ausgerichteten Denken hin zu einem intuitiven Revoluzzertum und dem Ideal der unmittelbaren Aktion zu verstehen. Fasora sieht Radikalisierung zudem in einem engen Zusammenhang mit der psychischen Entwicklung des Individuums. So schreibt er: „Die Jugend [...] strebt einfach häufiger nach Extremen“ (S. 35); ihr sind „romantisch adoleszente und naive oder zumindest unausgereifte Vorstellungen“ zu eigen (S. 212). Man ist geneigt, zu ergänzen: die erst ein erwachsener Historiker ein Jahrhundert später zu Ende denken und bewerten kann. Diesen Eindruck legen zumindest die Begriffe nahe, mit denen Fasora die radikalisierte Jugend beschreibt, obgleich die Bezeichnung „Reichenberger Ultras“ (S. 220) eher dem Fanblock von Slovan Liberec vorbehalten sein sollte als Karl Kreibich und seinen Genossen.

Sympathisch an Fasoras Unternehmen ist das Bestreben, die Entwicklung der jungen Sozialisten auf der Ebene der böhmischen Länder zu verfolgen, wobei immer wieder lokale Spezifika verdeutlicht werden. Innovativ ist auch das Bemühen, die eingefahrene Art des Schreibens über die Jugendbewegungen als eine Geschichte der Entstehung, Zusammenschlüsse und Untergänge von Organisationen, ihrer Kongresse, Deklarationen und Beschlüsse zu überwinden. Allerdings geht über den Versuch, ganzheitlich zu erzählen, immer wieder das Subjekt verloren und die Analyse der sozialistischen Jugend wird durch einen Diskurs über die Jugend ersetzt. Doch ist es Fasora gelungen, diesen Diskurs in einen breiten gesellschaftlichen und geografischen Kontext einzuordnen und zahlreiche Vergleiche innerhalb der Habsburgermonarchie und über diese hinaus zu ziehen. Das macht das Buch für Forscher, die sich in der bunten und offenbar auch widersprüchlichen Zeit des beginnenden 20. Jahrhunderts orientieren wollen, zu einer gewinnbringenden Lektüre.

Nosková, Jana: „Proč to vyprávím?“ *První polovina 20. století v písemných vzpomínkách německých obyvatel Brna*/„Warum erzähle ich das?“ *Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in schriftlichen Erinnerungen deutscher Bewohner Brünns*.

Etnologický ústav AV ČR, v. v. i. Praha – pracoviště Brno/Statuární město Brno – Archiv města Brna, Brno 2016, 636 S., Abb., ISBN 978-80-88081-1/978-80-86736-52-5.

Bereits 2013 legte Jana Nosková (damals zusammen mit Jana Čermáková) unter dem Titel „Měla jsem moc krásné dětství/Ich hatte eine sehr schöne Kindheit“ eine beeindruckende Sammlung von Oral-History-Interviews mit deutschen Bewohnern über ihre Zeit in Brunn zwischen den 1920er und 1940er Jahren vor.<sup>1</sup> Drei Jahre später erschien mit „Proč to vyprávím?/Warum erzähle ich das?“ ein über 600 Seiten starker Band mit schriftlichen Erinnerungen Brünner Deutscher, den die Autorin als „Pendant [...] und gleichzeitig eine Ergänzung“ (S. 41) zum ersten Werk verstanden wissen will. So waren einige der Erzählenden bereits im Vorgängerband vertreten, und doch ist das Buch mehr als eine bloße Fortsetzung. Auch diesmal liegen alle Beiträge zweisprachig vor und bieten so Lesern auf deutscher wie tschechischer Seite eine bereichernde Lektüre.

Den edierten Erzählungen hat Nosková ein ausführliches theoretisch-konzeptionelles Kapitel vorangestellt, in dem sie sowohl die historischen Hintergründe als auch die Entstehungsgeschichte des Bandes darlegt. Hier widmet sie sich unter anderem dem Thema Erinnerung und Gedächtnis. Die Auseinandersetzung mit den „klassischen“ Konzepten des kollektiven und sozialen Gedächtnisses (Maurice Halbwachs, Harald Welzer u. a.) ergänzt sie um Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften – eine anregende interdisziplinäre Perspektive.

Anschließend schildert sie kurz die historischen Ereignisse in Brunn vom Ende der Habsburgermonarchie 1918 über das Münchner Abkommen 1938 und die Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ 1939 bis hin zum Ende des Zweiten Weltkriegs und dem „Brünner Todesmarsch“ 1945. Nosková beweist viel Feingefühl und bemüht sich um möglichst große wissenschaftliche Neutralität, wenn sie auf breiter Literaturlbasis die Vielschichtigkeit der Perspektiven zeigt und bei der Rekonstruktion der verschiedenen Narrative ohne Verurteilungen und einseitige Täter-Opfer-Zuschreibungen auskommt.

Die Sammlung ist das Ergebnis zweier Schreibaufrufe aus den Jahren 2010 und 2015, mit denen Nosková in Brunn lebende Deutsche um schriftliche Erinnerungen bat. Diese Entstehungsgeschichte ist zentral für den Umgang mit den Quellen, handelt es sich doch in den meisten Fällen um Erinnerungen, die Jahrzehnte nach den eigentlichen Ereignissen und zum Teil erst in Reaktion auf den Schreibauftrag verfasst wurden. In der Sammlung finden sich lediglich zwei den Geschehnissen zeitlich deutlich nähere Tagebücher.

Von 31 eingegangenen autobiografischen Erinnerungen hat Nosková zehn in die Quellenedition aufgenommen. Sie bieten Einblicke in politische und soziale Umbrüche, die die Erzählenden im Kindes- und Jugendalter erlebt haben. Die Erinnerungen bleiben teils thematisch privat, teils ergänzen die Autoren sie um hoch-

<sup>1</sup> Vgl. die Rezension von Thomas Krzenek in: *Bohemia* 54 (2014) H. 2, 508-510.

politische Abhandlungen. Vor allem aber bieten sie einen Einblick in den Alltag: Erzählungen aus dem Familienleben, der Schullaufbahn und der Freizeitgestaltung. Die politischen Umschwünge der behandelten Zeit schwingen dabei immer mehr oder weniger deutlich mit.

Die Frage nach dem deutsch-tschechischen Zusammenleben durchzieht die Texte wie ein roter Faden. Manche Verfasser erwähnen das Thema beiläufig, andere gehen explizit auf es ein. Es wird sichtbar, wie aus dem „Nebeneinander“ oder „Miteinander“ von Tschechen und Deutschen, das zum Alltag der Erzählenden gehörte (sei es ein tschechisches Kindermädchen in der Familie oder der Kontakt zu tschechischen Schulkameraden) ein sowohl von außen (seitens der Politik und Presse) als auch von innen (durch sozialen Druck und hochkochende zwischennationale Konflikte) problematisiertes und von gegenseitiger Abneigung geprägtes „Gegeneinander“ wurde.

Nosková selbst hat die Erzählungen nur minimal redigiert und jeden Text in einen gesamtbiografischen Kontext eingebettet. Dadurch bleibt die Deutungshoheit über das Erzählte bei den Erzählenden, eine angesichts der Sensibilität des Themas und der unterschiedlichen Perspektiven der Autoren sehr begrüßenswerte Entscheidung. Die Konzentration auf Erzählungen über das Leben in Brünn hat Nosková zwar in einigen wenigen Fällen zu Kürzungen gezwungen (wenn sich beispielsweise eine längere Episode an einem anderen Ort abspielt), gibt der Sammlung aber insgesamt einen sinnvollen Rahmen.

Ein ausführliches zweisprachiges Glossar lässt von „Abgangszeugnis für Luftwaffenhelfer“ über „Masaryk, Tomáš Garrigue“ bis „Zwirnkнопf“ keinen Begriff aus den Erinnerungen ungeklärt; ein Straßenverzeichnis mit historischen und heutigen Bezeichnungen sorgt für die notwendige Orientierung. Erwähnenswert sind auch die zahlreichen Familienfotos und weiteren historischen Aufnahmen, welche die Erzählungen illustrieren.

Mit „Proč to vyprávím?/Warum erzähle ich das?“ liegt eine gelungene Edition vor, die Wissenschaftlern und Laien einen guten Quellenzugang und vielschichtige Einsichten in das Thema der deutsch-tschechischen Beziehungen in Brünn bietet. Jana Nosková hat sich der Geschichte der Brünner Deutschen und ihren Erinnerungen ebenso intensiv wie umsichtig genähert und dabei ein stimmiges Gesamtkonzept für deren Präsentation erstellt, sodass man dem Band eine breite Leserschaft wünscht.

München

Judith Brehmer

*Wilms-Graf, Helga.: Raimund Graf – Ein deutsch-böhmischer Demokrat zwischen den politischen Fronten.*

Verlagsbuchhandlung Sabat, Kulmbach 2016, 291 S., ISBN 978-3943506402.

Am Ende der Ersten Tschechoslowakischen Republik (ČSR) traten neben sozialdemokratischen und kommunistischen Kräften auch bürgerliche Parteien wie die Deutsche Christlichsoziale Volkspartei (DCSVP) oder der Bund der Landwirte (BdL) als Gegner der Sudetendeutschen Partei (SdP) und der nationalsozialistischen Expansion auf. Gegen den Nationalsozialismus engagierten sich nicht nur exponierte Politiker wie Robert Mayr-Harting, der Vorsitzende der DCSVP, und der BdL-

Vorsitzende Franz Spina, sondern auch weniger bekannte Parteifunktionäre. Einer von ihnen war der BdL-Generalsekretär Raimund Graf, der als treuer Mitarbeiter Franz Spinass galt. Mit seinem Schicksal befasst sich Helga Wilms-Graf, die Tochter von Raimund Graf, die am Goethe-Institut in München tätig war. Ihre Arbeit stützt sich vor allem auf ein vom Vater verfasstes Manuskript, dessen Sprachgebrauch sie bewusst übernimmt. Auf weiterführende Primär- und Sekundärquellen wird zwar nicht völlig verzichtet, doch spielen diese nur eine ergänzende Rolle.

Die ersten zwei Kapitel bringen dem Leser die weitere Familiengeschichte auf eine nahezu romantisierende Art näher,<sup>1</sup> hier wird auch die Jugend des am 27. August 1893 in Barzdorf am Rollberg (Petrovice pod Ralskem) geborenen Raimund Graf geschildert. Als tiefe Zäsur erscheint dann das Jahr 1918. In St. Germain, heißt es bei Graf-Wilms, habe Rache die Oberhand gewonnen (S. 10). Um dies zu belegen, werden Maßnahmen wie die Entlassung von Deutschen aus dem tschechoslowakischen Staatsdienst, die Bodenreform, aber auch gewaltsame Übergriffe von Militär und Zivilisten gegen Deutsche und Juden ohne nähere Erklärung aufgelistet.

Habe anfangs der Kampf gegen die „Ungerechtigkeiten seitens der tschechischen Regierung“ (S. 18) im Vordergrund gestanden, sei die Lage der Deutschen spätestens mit dem Eintritt des BdL in die tschechoslowakische Regierung 1926 besser geworden. Während sich der BdL Angriffen der Deutschnationalen Partei (DNP) ausgesetzt gesehen habe, habe er überraschend gute Kontakte zur Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei (DNSAP) gepflegt, die mit Funktionären wie Hans Knirsch oder Franz Jesser über „besonnene Leute“ verfügt habe (S. 21). Wilms-Graf skizziert die Entwicklung nach 1933, die im Zeichen des Aufschwungs der Sudetendeutschen Partei stand, die sie als „ein Sammelbecken der nationalsozialistischen Gruppen“ (S. 40) für die aufgelösten negativistischen Parteien einstuft. Interessant ist die Schilderung der Verhandlungen zwischen dem BdL und der SdP, bei dem sich die Spaltung des BdL in den Hacker-Flügel und den Kreis um den Parteivorsitzenden Franz Spina, dem auch Raimund Graf angehörte, bereits abzeichnete. Den großen Wahlerfolg der SdP von 1935, in dessen Folge einige BdL-Mitglieder zur SdP übertraten, beschreibt die Autorin mit Verweis auf Grafs Manuskript als verheerend (S. 51). Leider wird besonders in diesem interessanten Kapitel die Lektüre durch unklare Formulierungen erschwert. Diskussionswürdig sind auch einige Thesen, wie etwa die Beschreibung des unter dem Einfluss der Spann'schen Ständestaatslehre stehenden Kameradschaftsbundes als „Sammelstelle nationalsozialistischer Jugend“ (S. 34, hier Anm. 48).

Im März 1938 entschied sich die Mehrheit des BdL für die engere Zusammenarbeit mit der SdP, was später zu der von der Gruppe um Gustav Hacker ausgehandelten Fusion mit der SdP führte. Die „treugebliebenen“ BdL-Funktionäre mit Graf an der Spitze, die in der Minderheit waren – Spina war kurz zuvor gestorben – stell-

---

<sup>1</sup> So wird etwa der Umzug der Vorfahren von Schwaben nach Nordböhmen wie folgt kommentiert: „Das waren sicher keine Abenteurer oder kriegerische Eroberer, sondern Menschen mit Wagemut und Unternehmergeist, die in einem fremden Landstrich mit Fleiß und Ausdauer in mühevoller Arbeit sich selbst eine Existenz schufen und dem Land Nutzen brachten.“ (S. 1 f.)



ten sich gegen dieses Vorgehen und sahen sich auch deswegen starkem Druck seitens der SdP ausgesetzt.

Die Zeit von 1938 bis 1945 bedeutete für den in Prag verbliebenen Graf die Trennung von der Familie in Böhmisches Leipa, Aufenthaltsbeschränkungen und ein partielles Betätigungsverbot. Er war in der jüdischen Flüchtlingshilfsstelle tätig, später arbeitete er für Hopfengroßhandlungen. Noch vor dem Ausbruch des Prager Aufstands flüchtete er trotz Verbotes zu seiner Familie nach Böhmisches Leipa.

Ungeachtet Grafs NS-Gegnerschaft wurde die Familie bald darauf nach Sachsen ausgesiedelt, von wo aus sie über Thüringen nach Bayern gelangte. Von der lokalen Bevölkerung mit Geringschätzung behandelt (S. 128) lebte sie zunächst in ärmlichen Verhältnissen. Graf arbeitete dann im Bayerischen Bauernverband und schrieb Artikel für den „Landboten“. Sein Wirken in der Bundesrepublik wird auf der Basis des genannten Manuskripts, seiner Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften und umfangreichen Korrespondenz rekonstruiert. Als Interessenschwerpunkte kristallisieren sich dabei Themen wie die Beurteilung des Jahres 1938, die Beziehung zu Hacker, Probleme der vertriebenen Bauern und die Lastenausgleichsgesetze heraus. Zudem befasste Graf sich mit der „Unterwanderung“ des öffentlichen Lebens durch ehemalige SdP-Mitglieder, die sich im Witikobund sammelten (S. 161), und mit weiteren Themen vom Vietnam-Krieg bis hin zur Südtirol-Frage. Nicht zuletzt arbeitete er an einer Parteigeschichte des BdL, in der er diskutierte, wo die Schuld an der Vertreibung der Deutschen zu suchen sei. Für ihn lag sie im Nationalismus, bei der SdP und bei den Großmächten, er beurteilte aber auch die ČSR als „eine politische Fehlkonstruktion“. (S. 174)

Wilms-Graf betont schließlich die „altösterreichische“ Herkunft des Vaters und seine europäische Gesinnung, setzt sich kurz mit dem Forschungsstand über Raimund Graf auseinander und ergänzt den Text um einen Anhang mit zwei erzählten Geschichten, die dokumentieren sollen, wie BdL-Aktivistinnen „braune[m] Terror“ (S. 225) ausgesetzt waren. Dem Buch beigefügt sind Kurzbiografien der erwähnten Persönlichkeiten wie auch einige Fotografien.

Bei dem BdL-Generalsekretär Raimund Graf handelt es sich um einen vergessenen Gegner der SdP und des Nationalsozialismus. Da macht die Biografie, die Helga Wilms-Graf auf der Grundlage seines Nachlasses verfasst hat, der dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv München und dem Museum von Ustí nad Labem (Aussig) übergeben wurde, zu einem begrüßenswerten Projekt. Eine wissenschaftliche Arbeit im strengeren Sinne ist dabei aber nicht herausgekommen. Das zeigt sich zum einen an vielen Ungenauigkeiten: So berücksichtigt die Autorin etwa nicht, dass die Henlein-Partei den Namen „Sudetendeutsche Partei“ erst 1935 annahm (S. 45), spricht von „Volksparteiorganisation“, wenn sie den „Volkssportverband“ (S. 35) meint, und etwa vom „Volksprozess“ statt „Volkssportprozess“ (S. 36). Zum anderen ist die Darstellung mitunter sehr suggestiv, passagenweise werden einfach die Memoiren übernommen. Zu den Stärken des Buches gehört indessen der Blick auf das, was sich hinter den Kulissen tat, in die Sprache und die Ansichten von Raimund Graf. So erschließt sich die Denkwelt des „ideologischen Nachfolgers“ des verstorbenen Parteivorsitzenden Franz Spina und NS-Gegners – und das macht die Lektüre des Buches lohnend.

Prag

Mikuláš Zvánovec

*Křestan, Jiří: Případ Václava Talicha. K problému národní očisty a českého heroismu [Der Fall Václav Talich. Zum Problem der nationalen Säuberung und des tschechischen Heroismus].*

Akropolis, Praha 2014, 208 S., ISBN 978-80-7470-070-5.

Der Historiker und Archivar Jiří Křestan, Autor einer mehrfach ausgezeichneten Monografie über den kommunistischen Politiker und Musikwissenschaftler Zdeněk Nejedlý,<sup>1</sup> legt mit „Der Fall Václav Talich“ eine weitere Studie vor, die anhand eines Einzelschicksals Einblicke in das tschechische Kulturleben vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg gibt. Das Handeln und Wirken des Dirigenten und Opernintendanten des Prager Nationaltheaters Václav Talich beleuchtet Křestan im Spannungsverhältnis zwischen politischem Druck, künstlerischem Schaffen und individuellen Interessen und Konflikten.

Die Frage antizipierend, ob es nach der mehr als tausend Seiten umfassenden Talich-Biografie von Milan Kuna<sup>2</sup> noch eines Buches über Talich bedarf, sei vorausgeschickt, dass es sich bei Křestans Studie um kein biografisches Werk handelt. Vielmehr untersucht der Autor die Debatten der frühen Nachkriegszeit darüber, ob sich Talich während der nationalsozialistischen Okkupation der Kollaboration schuldig gemacht hatte und ob er öffentlich auftreten dürfe. Im Mittelpunkt stehen die Beziehungen Talichs zu den an diesen Debatten beteiligten Akteuren, insbesondere zu Nejedlý, der vielen als der Drahtzieher im „Fall Talich“ gilt.

Die Studie folgt keiner chronologischen Ordnung. Da Křestan die Zeitsprünge deutlich markiert, verliert der Leser zwar nicht die Orientierung, doch kommt es zu einigen Wiederholungen und möglicherweise Irritationen, beispielsweise, wenn die Kontextualisierung der zu Beginn geschilderten Szene – der Verleihung von Nationalpreisen an tschechische Künstler im Sommer 1942 – erst 70 Seiten später erfolgt. Nach der Einführung versetzt der Autor den Leser in die Zwischenkriegszeit und schildert die Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden Hauptakteuren. Dabei argumentiert Křestan gegen die These, dass sich Nejedlý und Talich schon immer feindlich gegenübergestanden hätten. Zwar gehörte Nejedlý, anders als Talich, zu den Anhängern des Komponisten Bedřich Smetana, doch Nejedlýs Kritiken zu Talichs Konzerten seien ausgewogen gewesen und Talich habe sich an den Streitigkeiten zwischen den Anhängern der Komponisten Smetana und Dvořák nicht aktiv beteiligt. Als einen wichtigen Wendepunkt betrachtet Křestan die Ernennung Talichs zum Opernintendanten des Nationaltheaters im Jahr 1935, als er sich gegen den von Nejedlý präferierten Otakar Jeremiáš durchsetzen konnte.

Die Ereignisse während der nationalsozialistischen Okkupation überspringt Křestan zunächst und setzt mit der Beschreibung des Zeitraums von Mai bis Juni 1945 fort, als Talich verhaftet, verhört und schließlich freigelassen wurde. Wenngleich sich die Rolle der einzelnen Akteure, etwa Nejedlýs oder des kommunistischen

---

<sup>1</sup> *Křestan, Jiří: Zdeněk Nejedlý: politik a vědec v osamění [Zdeněk Nejedlý: Ein Politiker und Wissenschaftler in der Vereinsamung].* Praha, Litomyšl 2012.

<sup>2</sup> *Kuna, Milan: Václav Talich. Šťastný i hořký úděl dirigenta. [Václav Talich. Das glückliche wie auch bittere Schicksal eines Dirigenten].* Praha 2009.

tischen Schriftstellers und Fürsprechers Talichs Vítězslav Nezval, in diesen Ereignissen nicht abschließend klären lässt, präsentiert Křesťan hier auf breiter Quellenbasis die potenziellen Handlungsspielräume und geht den Hinweisen auf das Engagement einzelner Persönlichkeiten akribisch nach.

Auf das kurze Kapitel über die unmittelbaren Nachkriegsmonate folgt ein langes über Talichs Rolle in den Jahren von 1938 bis 1945. Talichs Handeln in der Zeit zwischen dem Münchner Abkommen vom September 1938 und der Reise tschechischer Intellektueller ins Deutsche Reich im September 1940 beschreibt Křesťan als einen Versuch, das geschwächte Nationalbewusstsein durch Aufführungen tschechischer Musikstücke zu stärken. Deswegen sei Talich zum Ziel der Attacken seitens der faschistischen Zeitschrift „Vlajka“ geworden. Weiter orientiert sich das Kapitel an den sechs Anklagepunkten, die Talich bei seiner Verhaftung 1945 zur Last gelegt wurden, wobei Křesťan einfache Dichotomien zwischen Kollaboration und Heroismus vermeidet. Er argumentiert, dass Talich seine Funktionen in kollaborierenden Verbänden kaum ernst genommen habe. Zwar sei er in mehreren Fällen Kompromisse mit der politischen Macht eingegangen und habe sich an umstrittenen Aktivitäten wie einer Reise ins Deutsche Reich beteiligt. Doch habe er zugleich versucht, seine Kontakte, zum Beispiel zum Protektoratsminister Emanuel Moravec, für die Interessen des Nationaltheaters zu nutzen. Mit der Bemerkung, dass viele Intellektuelle dem politischen Druck standgehalten und ähnliche Aktivitäten gänzlich abgelehnt hätten, verweist Křesťan auf die individuellen Handlungsspielräume. Ein Außerordentliches Volksgericht sprach Talich 1945 vom Vorwurf der Kollaboration frei. Dennoch durfte er zunächst nicht öffentlich auftreten.

Im Anschluss an die knappe Beschreibung der Restriktionen, mit denen sich Talich nach seinem Freispruch konfrontiert sah, diskutiert Křesťan in mehreren Kapiteln die zentrale Frage, welche politischen und künstlerischen Gruppierungen im Hintergrund des „Falls Talich“ agierten und wie sich das Engagement einzelner Akteure gestaltete. Er wendet sich hier gegen die in der Literatur verbreitete These, dass es sich bei Talichs Gegnern um Anhänger einer bestimmten politischen oder künstlerischen Richtung gehandelt habe. Zwar ließen sich unter denjenigen, die Talich nach 1945 öffentlich attackierten, mehrere Schüler Nejedlýs finden, doch sei die These vom geschlossenen Vorgehen ehemaliger Smetana- bzw. Nejedlý-Anhänger kaum zu belegen, auch weil sich die Mitglieder dieser Gruppe entfremdet hätten und von der Existenz einer Nejedlý-Schule nach dem Krieg keine Rede sein könne.

Auch lassen sich Talichs Gegner nicht eindeutig einer politischen Richtung zuordnen. Obwohl viele seiner Kritiker aus kommunistischen Kreisen stammten, fand Talich dort auch Unterstützer wie den bereits erwähnten Nezval. Dafür, dass die Diffamierung Talichs aus dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei oder gar direkt aus Moskau gesteuert worden sei, gibt es laut Křesťan keine Anhaltspunkte. Vielmehr sei davon auszugehen, dass die Kritiker Talichs von verschiedenen, insbesondere persönlichen Motiven wie Neid und Konkurrenz geleitet wurden. Zudem hätten die unterschiedlichen Erfahrungen der im Protektorat verbliebenen und der im Exil lebenden Intellektuellen nach dem Krieg für divergierende Werturteile gesorgt. Nicht zuletzt konnte die Darstellung Talichs als eines Kollaborateurs von den eigenen Verfehlungen während der Okkupation

ablenken, wie das Beispiel von Mirko Očadlík, einem der schärfsten Kritiker Talichs, zeige. Bei der Suche nach den Beweggründen der Akteure stellt Křestán Vermutungen über deren Gefühle an und wirft die Frage der moralischen Dilemmata auf, doch verleitet ihn dies nicht dazu, von seinem sachlich-neutralen Standpunkt abzurücken. Die Thesen sind durch die Vielfalt der Quellen, die neben Archivmaterial und zeitgenössischen Publikationen auch Zeitzeugeninterviews umfassen, überzeugend belegt. Eine grafisch ansprechend Gestaltung und das umfangreiche Bildmaterial tragen zu dem positiven Gesamteindruck bei, den das Buch hinterlässt.

Leser, die von Křestán eine eindeutige Antwort auf die Frage erwarten, wer hinter dem „Fall Talich“ stand, werden am Ende kaum zufriedengestellt sein. Denn das Verdienst der Studie liegt genau darin, sich nicht mit einfachen Erklärungen zu begnügen. Křestán teilt die Akteure nicht in Gut und Böse, Opfer und Täter, Kollaborateure und Widerständler oder in Kommunisten und Antikommunisten ein, sondern versucht, den vielfältigen Handlungsmotiven nachzugehen, die sich nicht auf politische Oppositionen oder divergierende künstlerische Auffassungen reduzieren lassen. Damit hinterfragt er scheinbar sichere Erkenntnisse und Urteile – ein Ansatz, der sehr begrüßenswert ist und weitere Forschungen zu vermeintlich klaren Dichotomien in der tschechischen Historiografie inspirieren kann.

München

Darina Volf

*Hallama, Peter: Nationale Helden und jüdische Opfer. Tschechische Repräsentationen des Holocaust.*

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2015, 368 S., (Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa 1), ISBN 978-3-525-30073-2.

Schon auf den ersten Seiten dieser Monografie, der Druckfassung von Peter Hallamas Münchner Dissertation aus dem Jahr 2014, konstatiert der Autor, unmittelbar nach 1945 habe sich in der tschechischen Öffentlichkeit eine feste Interpretation des Krieges als nationaler Konflikt zwischen Deutschen und Tschechen etabliert. Diese Deutung sei bereits vor der Durchsetzung der kommunistischen Alleinherrschaft im Februar 1948 eng mit der Dichotomie Faschismus/Imperialismus – Sozialismus verknüpft gewesen. In der Folge habe die nichtjüdische Mehrheit der Bevölkerung die systematische Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung tschechoslowakischer Mitbürger und Mitbürgerinnen ihrer jüdischen „Rassenzugehörigkeit“ wegen als Randphänomen betrachtet, das keine Angelegenheit der tschechischen Nationalgeschichte sein konnte. Jede Erinnerung daran wurde als „Sache der Juden“ wahrgenommen.

Eine solche nationalistische Gestaltung der Kriegserinnerung war in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in Europa weit verbreitet. Während aber in Westeuropa in den 1970er Jahren eine kritische Auseinandersetzung begann und sich ein wachsendes Verständnis für die Singularität des Holocaust und seine Zentralität als nationale und gesamteuropäische Erfahrung durchsetzte, blieb der Kern der tschechischen Kriegs- und Holocaust-Wahrnehmung trotz einiger Modifikationen in den 1960er Jahren bis und in gewissem Maße auch nach 1989 unangetastet. Laut Hallama lässt sich diese Zähigkeit nicht nur mit einer „von oben“ diktierten staatlichen Ge-

schichtspolitik erklären, vielmehr sei sie die Folge eines breiten Konsenses zwischen Staat und Gesellschaft. Diese Hypothese belegt und bestätigt er in seinem Buch überzeugend.

Dieser Zustand ist schon seit einigen Jahren Gegenstand wissenschaftlicher und publizistischer Kritik in der Tschechischen Republik, und so ist die kritische Bearbeitung der tschechischen Holocaust-Erinnerung kaum das wissenschaftliche Desiderat, für das es Hallama hält (S. 27), was auch seine Hinweise auf die Forschungen von Michal Frankl und anderen bestätigen. Diesem Vorbehalt zum Trotz liefert das Buch einen wertvollen Beitrag vor allem zu der Frage, wie die nach 1945 wiedererstandene kleine jüdische Gemeinde versuchte, sich den tschechischen Mehrheitsdiskursen anzupassen und diese zugleich zu beeinflussen, um den tschechischen Holocaust sichtbar zu machen. In der mit guten Fallstudien untermauerten Untersuchung der Interaktionen und Interdependenzen zwischen der Mehrheitsgesellschaft und der jüdischen Gemeinde während der ersten Nachkriegsjahrzehnte, den Überlappungen und Differenzen in der Wahrnehmung des Krieges und des jüdischen Schicksals, hat das Buch seine Stärke. Im kürzeren dritten Teil geht es um die Kontinuitäten und Brüche dieser Repräsentationen nach dem Prager Frühling und darum, welche Unterschiede und geteilten Wahrnehmungen auf Seiten des Regimes einerseits, der Dissidenten-Community andererseits bestanden. Trotz interessanter Beobachtungen hinterlassen diese Abschnitte einen eher skizzenhaften Eindruck.

„Zweiter Weltkrieg oder Holocaust?“, der erste Teil des Buches, untersucht, ob ein „partikuläres“ Verständnis des Holocaust artikuliert werden konnte, oder die Judenverfolgung völlig unter einer „universalistischen“ Perspektive – sei sie tschechisch-national oder kommunistisch – subsumiert wurde. Das Begriffspaar „universalistisch – partikularistisch“ hätte eine genauere Bestimmung verdient gehabt, da es kontextabhängiger ist, als in der Untersuchung vorausgesetzt wird. Schließlich wirkt die tschechisch-nationale Deutung des Krieges aus einer gesamteuropäischen Sicht ausgeprägt partikularistisch, während die heutige politisch kanonisierte Holocaust-Erinnerung stark universalistische Züge aufweist. In der Praxis ergibt die Unterscheidung aber Sinn. So zeigt Hallama im Kapitel „Die Macht der Benennung“, wie Worte wie „Tragödie“, „Katastrophe“, „Rassenterror“ oder „Endlösung“ nach 1945 sowohl für das jüdische als auch für das tschechische Schicksal während des Krieges benutzt wurden und es die zur nationalen Sichtweise bald hinzugefügte Klassenkampfperspektive ebenso wenig erlaubte, in der nationalsozialistischen Politik gegenüber den Juden ein besonderes Phänomen zu sehen. Für viele tschechische Juden war es aber auch wichtig, das eigene Leid mit dem der tschechischen Nation zu verbinden, und so blieben vereinzelte frühe Versuche, die Präzedenzlosigkeit der nationalsozialistischen Judenermordung zu betonen, ohne soziale Resonanz.

Wie schwierig es war, das besondere jüdische Schicksal auch als Teilelement der tschechischen kollektiven Erinnerung sichtbar zu machen, verdeutlicht Hallamas Untersuchung der „Semantiken von Theresienstadt“. Die Spuren des Ghettos wurden bald physisch beseitigt, und die offizielle Erinnerung fokussierte auf die „Kleine Festung“, die als Gestapo-Gefängnis auch für nicht-jüdische politische Häftlinge gedient hatte. Ähnliche Tendenzen prägten das Wirken der Gedenkstätte, mit deren Errichtung Theresienstadt als zentraler Ort der tschechischen Erinnerungskultur

etabliert wurde. Besonders in den 1950er Jahren war hier der Universalisierungsdruck sehr stark; danach erlaubten aber eine Professionalisierung der Arbeit der Gedenkstätte wie auch breitere Tendenzen in der Gesellschaft und der Kulturpolitik, das jüdische Ghetto und überhaupt die jüdische Dimension Theresienstadts sichtbar zu machen. Trotz gewisser Rückschläge nach 1969 wurde dieser Stand nicht wieder aufgegeben.

Im zweiten Teil des Buches, „Repräsentationen des Holocaust“, wird erforscht, welchen Sinn verschiedene Akteure dem Tod der ermordeten Juden zuschrieben. Während der erste Teil Repräsentationsanalyse mit Institutionsgeschichte verbunden hatte, geht nun die Untersuchung der dominanten Benennungen passagenweise in eine Darstellung der juristisch-politischen Folgen dieser Zuschreibungen über; das trifft besonders auf den Abschnitt zu, der sich mit den frühen Nachkriegsjahren befasst. Weiter konzentriert sich Hallama auf Darstellungen von Juden in Memoiren (mit Erinnerungen an Mauthausen als Beispiel), oder auf Bilder von jüdischen Helden und Antihelden in Film und Literatur. Er weist nach, wie das Ende der 1950er Jahre einsetzende Interesse am Schicksal der Juden ein neues Verständnis von Widerstand und Heldentum mit sich brachte. Auch passiver, innerer Widerstand wurde nun als „humanistische Verteidigung der Menschlichkeit“ positiv bewertet, wozu unter anderem Studien über das Kulturleben in Theresienstadt und über die dort entstandenen Kinderzeichnungen beitrugen.

Die Untersuchung kehrt dann zur frühen Nachkriegszeit und dem radikalen tschechischen Nationalismus zurück. Zwar geht es jetzt speziell um die nicht selten offen antisemitische Darstellung tschechoslowakischer Juden, die als „Germanisatoren“ oder als „Gäste im Lande“ geschildert wurden. Die Diskurse hängen aber so eng mit der eingangs analysierten Wahrnehmung der Kriegserfahrung zusammen, dass man wünscht, dieses Kapitel wäre im vorderen Teil des Buches untergebracht worden, um die Leser mit dem nötigen Hintergrundwissen auszustatten, bevor sie zu den konkreten Fallstudien gelangen. So aber steht die sehr interessante Diskussion darüber, welche Lieder die am 8. März 1944 in Auschwitz-Birkenau ermordeten tschechischen Juden auf dem Weg in die Gaskammer sangen, am Ende des zweiten Teils etwas verloren für sich.

Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie ein- und dieselbe Gruppe von Menschen sehr unterschiedlichen Identitätszuschreibungen ausgesetzt werden konnte, mitunter sogar von denselben Akteuren (u.a. Erich Kulka und Arnošt Lustig). „Dass dabei Juden auch Tschechen sein konnten, wurde in den allermeisten Repräsentationen des KZ Mauthausen ignoriert“, konstatiert Hallama an anderer Stelle zu Recht (S. 157). Eben diese Kritik kann man aber auch ihm vorhalten. Es ist schlüssig, die jüdische Gemeinde als eine „Erinnerungsgemeinschaft“ zu verstehen (S. 9 f.), aber nicht alle Überlebenden, die (wie es in einem tschechoslowakischen Erlass vom 13. September 1946 hieß) „von den Nationalsozialisten als Juden betrachtet worden waren“ (S. 221), gehörten zur Gemeinde, und Hallama diskutiert die Kriterien nicht, nach denen er diese Akteure charakterisiert. Statt nach ihren eigenen Reflexionen über Zugehörigkeit und Identität zu suchen, ordnet er sie einfach verschiedenen Kollektiven zu: „der tschechische Schriftsteller Jiří Weil“ (S. 65), „der Kommunist Jiří Weil“ (S. 177), „der Exilslowake Yeshayahu A. Jelinek“ (S. 296), oder „Lisa Scheuer,

eine Jüdin aus Česká Lípa“, die direkt vor der „tschechische[n] Malerin Helga Weissová-Hošková“ erwähnt wird (S. 166). Warum etwa die beiden letzten unterschiedlich klassifiziert wurden, bleibt ein Rätsel.

Analog dazu spürt man in Hallamas Kritik der tschechischen Repräsentationen von Krieg und Holocaust mitunter eine implizite Prämisse, diese seien „falsch“. Das kann aber keine Frage der Empirie sein, sondern ist ein moralischer Einwand bzw. Ausdruck der Diskrepanz zwischen den Vorstellungen des Autors und der beobachteten Praxis der Benennung, Erinnerung und Repräsentationen.

Diese Kritik ändert nichts daran, dass Hallama eine wertvolle Arbeit vorgelegt hat. Es ist außerordentlich zu begrüßen, dass mit der Reihe „Schnittstellen“ die schnelle Publikation der vielen innovativen Dissertationen, die im Rahmen der Münchner Graduiertenschule für Ost- und Südosteuropastudien entstehen, ermöglicht wird.

Aarhus

Peter Bugge

*Glassheim, Eagle: Cleansing the Czechoslovak Borderlands. Migration, Environment, and Health in the Former Sudetenland.*

University of Pittsburgh Press, Pittsburgh 2016, 288 S., ISBN 978-0-8229-6426-1.

Bereits viele Jahre vor 1989 war weithin bekannt, dass die durchschnittliche Lebenserwartung der Menschen im tschechischen Grenzgebiet deutlich niedriger lag als in anderen Teilen der Tschechoslowakei. Diese Tatsache, auf die weder die Regierung noch die lokalen Behörden mit ernsthaften und nachhaltigen Maßnahmen reagierten, fügt sich in das allgemeine Bild der Grenzregionen nach 1945 ein: Diese galten seit Ende der 1940er Jahre als sozial problematisch und instabil, wirtschaftlich ausgebeutet und vernachlässigt und unzureichend mit dem Zentrum verbunden. Später kam die Umweltzerstörung als zusätzlicher negativer Faktor hinzu.

Eagle Glassheim nimmt dieses Gebiet nicht nur als Raum in den Blick, in dem sich dramatische Transformationsprozesse vollzogen. Ausgehend von den Narrativen und Metaphern, die das Grenzgebiet nach 1945 sprachlich mit Infektionen, Krankheiten und Geschwüren in Zusammenhang bringen, fragt er – als erster überhaupt – nach den Zusammenhängen zwischen dem ethnischen, sozialen und dem Umweltmanagement. Das Grenzland, durch die Präsidentendekrete im Herbst 1945 als die Gebiete definiert, die 1938 in der Folge des Münchner Abkommens an Deutschland gefallen waren, drängt sich für solch eine Untersuchung geradezu auf. Denn die von den Alliierten abgesetzte Zwangsaussiedlung der deutschen Bevölkerung eröffnete die Möglichkeit, diesen nun als ethnisch gesäubert verstandenen Raum zum Versuchsfeld für die sozialistische Staatsordnung zu machen, womit er ungeheure symbolische Bedeutung gewann. Die Wiederbesiedlung, mit der die alten sozialen Strukturen nie ersetzt werden konnten, die Umverteilung und Verstaatlichung von Eigentum und der Ausbau der Schwer- und der chemischen Industrie brachten allerdings weitreichende Probleme mit sich.

Charakteristisch für das Grenzgebiet war von den 1940er bis zu den 1990er Jahren, dass die lokale Bevölkerung sich dieses nicht aneignete, es weder definierte noch beschrieb. Die Menschen, die hier lebten, lässt der Verfasser auch nur selten zu

Wort kommen. So zitiert er einen offenen Brief der Nationalausschüsse im Schluckenauer (Šluknov) Ausläufer aus dem Jahr 1968 (S. 118). Das Bild wurde von den Funktionären in Prag, politischen Repräsentanten der Sudetendeutschen und den tschechoslowakischen Dissidenten bestimmt. Für sie stellte das Grenzgebiet einen Referenzpunkt dar: hier als Laboratorium des Sozialismus, dort als Konstituens der sudetendeutschen Diaspora-Identität. Obwohl sich ihre Wahrnehmungen und Forderungen widersprachen und ein Austausch über die Bedeutung und den Zustand des Grenzlandes offiziell nicht vorgesehen war, kommunizierten die konkurrierenden Deutungen miteinander.

Diese Beobachtung führt Glassheim dazu, die Geschichte des tschechischen Grenzgebiets in der Zeit des Kalten Krieges als Verflechtungsgeschichte *par excellence* zu erzählen. Es gelingt ihm meisterhaft, scheinbar getrennte Fäden miteinander zu verweben. Dazu nutzt er drei Konzepte: das Konzept des Grenzgebiets, das der Umwelt und das der Gesundheit. Für das tschechische Grenzgebiet diskutiert er, inwiefern es sich dabei nach 1945 um eine Kontakt- oder eine Begegnungszone oder sogar um eine Kreuzung handelte, an der das Eine endet und das Andere anfängt. Er plädiert dafür, es als „cleansed former contact zone“ zu verstehen (S. 7 f.).

Mit Blick auf die Umwelt betont Glassheim die Verbindung zwischen der Zwangsaussiedlung und der Umweltzerstörung in den grenznahen Gebieten. Er bezeichnet die ethnische Säuberung als ersten und in den Augen der zeitgenössischen Beobachter folgenschwersten Eingriff in die Umwelt des Grenzgebiets. Als Ursachen für die sich zunehmend verschlechternde Umweltsituation macht Glassheim einerseits das kommunistische Management der sozialen Systeme, andererseits den Produktivismus der Nachkriegszeit aus. Diese Differenzierung ist insofern wichtig, als sie es erlaubt, die Wirtschaftsweise vom ideologischen System abzukoppeln und den Blick auf die Universalität der wirtschaftlichen Maxime zu öffnen, die nach 1945 dominierte. Mit anderen Worten: Laboratorien des „high modernism“ gab es auch anderenorts.

Das Konzept der Gesundheit führt Glassheim ein, um die Vielzahl an Metaphern einzufangen, die von verschiedenen Seiten zur Beschreibung der mit dem Grenzgebiet verbundenen Prozesse, Menschen und Umweltphänomene genutzt wurden. In der Vorstellungswelt der 1930er und 1940er Jahren, in der das Ideal eines „gesunden Volkskörpers“ besonders wirksam war, galt ethnische Vermischung als ungesund. Minderheiten und Migranten – sogenannte Entwurzelte – wurden mit Krankheitsmetaphern beschrieben. Auch im Vorfeld und während der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei kamen Labels wie „Fremdkörper“ und „Geschwür am tschechischen Volkskörper“ zum Einsatz. Solchen Metaphern begegneten die Flüchtlinge und Vertriebenen in den vier Okkupationszonen Deutschlands wieder, wo sie als Krankheitsträger empfangen und behandelt wurden. Bis 1946 wurden die Ankommenden mit DDT-Pulver desinfiziert und oft vorsorglich unter Quarantäne gestellt. Ironischerweise galten sowohl die deutschen Vertriebenen als auch die Neusiedler im tschechischen Grenzgebiet als „Entwurzelte“. Glassheim argumentiert, dass diese Erfahrung langfristige negative Auswirkungen auf die Gesundheit der Betroffenen hatte. Während sich diese bei den materiell erfolgreich integrierten Vertriebenen eher in traumatischen Belastungen geäußert hätten, sei es um



den Gesundheitszustand der Menschen im tschechischen Grenzgebiet in jeder Hinsicht schlecht bestellt gewesen. Unter anderem lagen hier die Raten an Suiziden und Suchterkrankungen höher als im republikweiten Durchschnitt.

Der Weg, den Glassheim durch die verwobene Geschichte des Grenzgebiets, seiner Umwelt und der Gesundheit seiner Bevölkerung nimmt, beginnt mit dem Blick auf die nationalistischen Konzeptionen der Verwurzelung. Im ersten Kapitel zeigt er, wie sich die Vorstellung von einer natürlichen Verbindung zwischen den ethnischen Gruppen und dem Land, das diese bewohnen, im Verlauf des Zweiten Weltkriegs radikalisierte und in der Vision der ethnischen Homogenität mündete. Das zweite Kapitel gilt der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei, wobei es Glassheim nicht darum geht, die Maßnahme auf ihre Verhältnismäßigkeit hin zu diskutieren. Vielmehr untersucht er zum einen den Zusammenhang zwischen der metaphorischen Rhetorik und der Gewalt gegenüber den Deutschen und fragt zum anderen danach, was die Vertreibung und Zwangsaussiedlung überhaupt ermöglicht hatte. Im dritten Kapitel folgt der Verfasser den deutschen Vertriebenen in die vier Okkupationszonen. Unter anderem zeigt er die Abläufe des gesamten Prozesses und die Koordination unter den Verwaltungsstellen, die an dem Prozess der Aussiedlung beteiligt waren. Das vierte Kapitel behandelt die Besiedlung des ehemaligen Sudetenlandes und zeichnet die Veränderungen der demografischen, sozialen und landschaftlichen Strukturen der folgenden 40 Jahre nach.

Die avisierte ethnische Homogenisierung der Regionen wurde bekanntlich nie erreicht. Dabei spielte nicht nur die Tatsache eine Rolle, dass deutschböhmisches Fachkräfte zurückgehalten wurden, deutsch-tschechische Familien nicht einfach getrennt werden konnten, sondern auch, dass Hunderttausende der Neusiedler keine Tschechen waren. Die gewalttätige Metaphorik traf die Sinti und Roma unter ihnen, die als „Parasiten“ bezeichnet wurden, besonders stark. Die auf die Ethnizität bezogenen Krankheitsmetaphern streifte das Grenzgebiet auch nach der Zwangsaussiedlung der Deutschen nicht ab.

Mit der Umsiedlung der Stadt Most (Brüx), die dem Braunkohletagebau weichen musste, illustriert Eagle Glassheim im fünften Kapitel die Auswüchse der technischen Gigantomanie.<sup>1</sup> Bezeichnend war es, dass die Planer bei der Berechnung der Schadenskosten die ästhetischen, psychologischen und environmentalen Werte in keiner Weise berücksichtigten. Das letzte Kapitel untersucht die tschechischen und deutschen Narrative und Metaphern, die sich auf das Grenzgebiet von den 1940er bis zu den 1990er Jahren bezogen. Dabei zeigen sich frappierende Übereinstimmungen: Metaphern der ökologischen und sozialen Pathologie fanden dies- und jenseits des „Eisernen Vorhangs“ Anwendung. Und die Vertriebenen, tschechoslowakischen Dissidenten und letztlich auch die kommunistischen Funktionäre, die durch Ideologie getrennt waren, einte die Sorge um das Wohl des Grenzgebiets.

Im Nachwort gibt Glassheim Einsicht in den Kontext, der ihn persönlich mit dem Thema der „verlorenen Geschichte“ der Untersuchungsregion verbindet, und plä-

---

<sup>1</sup> Zur Umsiedlung der Stadt Most: *Spurný, Matěj: Most do budoucnosti. Laborator socialistické modernity na severu Čech [Die Brücke/Most in die Zukunft. Das Laboratorium der sozialistischen Modernität im Norden Böhmens]*. Praha 2016.

diert dafür, Heimat bzw. Nostalgie im Sinne eines Verbindungs- und Heilmittels zu überdenken. Wurden Heimat und Nostalgie noch vor nicht so langer Zeit mit territorialem Revisionismus assoziiert und von der Politik instrumentalisiert, könnten sie nun auch als ein verbindendes Element über Zeit und Raum dienen. Das gut durchdachte, plausibel konzipierte, anschaulich bebilderte und dicht beschreibende Buch bringt eine Reihe von wichtigen Erkenntnissen, sei es im Hinblick auf die Wirkung des Begriffs Heimat oder die Bildung einer regionalen Identität im tschechischen Grenzgebiet. Die wichtigste These klingt wie eine Botschaft: Die tschechische und die deutsche Geschichte des Grenzgebiets sind untrennbar.

Bautzen

Jana Piňosová

*Törnquist-Plewa, Barbara (ed.): Whose Memory? Which Future? Remembering Ethnic Cleansing and Lost Cultural Diversity in Eastern, Central and Southeastern Europe.*

Berghahn Books, New York 2016, 242 pp., ISBN 978-1-78533-122-0.

A quarter century after the collapse of the Soviet Union and over a decade after a historical enlargement of the European Union eastwards, a shared European memory remains a highly debated issue. While the centrality of the Shoah is more or less consensually accepted, regionally salient legacies of Stalinism, colonialism or forced migration have competed in destabilizing the quest for a consensual mnemonic canon. Parallel to the obvious significance of this debate for further integration in Europe, students of memory have sought concepts and perspectives that overcome the limits of the nation state and facilitate transnational analyses and comparisons.

Engaging the concept of “ethnic cleansing” as an overreaching category, the volume edited by Barbara Törnquist-Plewa takes a less well used path. The book forgoes reconstructions of reconstructions of past violence or documenting survivors’ retrospective accounts thereof and focuses instead on the present ways in which “vanished ethnic groups [are] remembered, acknowledged or blamed” (p. 5) in their former hometowns. Building on case studies of cities profoundly shaped by expulsions, mass murder and the Holocaust, the book manages to both offer deep insights into the changing discourses and contestations of local memory, and at the same time capture transnational processes typically flying below (or above) the radar of national overviews. The studies go beyond a static semiotic reading of representations to discuss the role of different memory agents of local memory arenas. The strongest asset of the book, however, is the comparative perspectives it opens on the analogous developments and different dynamics of coping with painful urban legacies.

The introduction sketches a concise, yet well-informed and contemporary theoretical frame through which to read the six case studies, profitably blending inspirations across social sciences and humanities. Throughout the volume, the introductory conceptual palette is, however, not systematically used, and thus serves mainly as a priming device for independent comparative musings of the reader. The studies included in the book deploy largely eclectic methodologies combining, to different extents, elite interviews, analyses of media and historiographic accounts, participant

observation and ethnography. Although the resulting differences in the construction of cases limit their comparability, the plurality showcases the breadth of available roads and may thus serve as inspiration especially to beginners in the discipline.

The first chapter on Wrocław by Igor Pietraszewski and Barbara Törnquist-Plewa reconstructs phases of “adopting an alien city” (p. 19) and shows how for the intellectual elites German heritage offered an opportunity to claim an identity and future beyond the constraints of national politics. While highlighting transnational and national influences, the authors also emphasize the existential significance of such identity constructions and problematize a strict distinction between instrumental and transformative approaches to multiculturalism.

Looking at the actors and legitimizations behind four memorials erected to Germans murdered in the course of their expulsion from the Bohemian lands, Tomas Sniegon asks in his study if these can be read as signs of Czech mourning. Sniegon concludes this can be said only of the one case based on a grass-roots initiative (also the most recent one); the rest are mainly concessions to international or elite agendas. In the third section, Eleonora Narvselius gives a complex overview of the contested memory of the radically diminished Polish population of Lviv. Untangling disputes revolving around a memorial to murdered Polish professors, the establishment of a “Polish National House” or contested church property, she observes that several versions of heritage exist for different audiences in a post-Soviet arena, where nationalism trumps pluralism.

In the following case study, Niklas Bernsand focuses on the representations of local history in newspapers triggered by the 600<sup>th</sup> anniversary celebrations of the Ukrainian Chernivtsi. Beyond an instrumentalization of the nostalgic notion of “Bukovinian tolerance” and the occasional criticism from nationalist press, Bernsand mostly notes systematic avoidance of conflict and a “conservative” approach to multiculturalism, which likes to keep ethnic cultures segregated. Tea Sindbæk Andersen’s contribution maps the different cultural presence of Zadar’s expelled Italians in the institutionalized and the more transient forms of local remembering. Showcasing the selective approach of both categories of mnemonic media, the author documents the appropriation of useful industrial heritage and the simultaneous confrontation of Italian victimhood with a counter-memory of Croatian victims.

The last and likely the most gripping case study included in the volume offers an ethnographic account of the recent commemoration of ethnic war and mass murder in the Bosnian town Višegrad. In his analytical description of two memorial gatherings of radically different content occurring within only 48 hours, Dragan Nikolić teases out the tensions of denial, as well as some hopes for reconciliation of the traumatized community. On the whole, one can say that the assortment of cases presented in the book provides a decent measure of plurality in terms of population size, the extent of destruction as well as political and cultural backgrounds, while at the same time offering meaningful comparative points of view.

The meanings of material heritage, whether preserved or ruined, is surely one of the traditional analytical comparative templates. Based on a transversal reading of the studied examples, the editor observes that the link between material traces of lost populations and the way and extent these are integrated in local memory is all but

straightforward. As the contrasting cases of Wrocław and Lviv show, less erasure of built heritage does not automatically secure more remembering, nor the other way around. Things can be ignored or invented and relationships built or denied based on political, economic or existential expediency. Landscapes and material remnants are a valuable resource for strategic agents, but have no real significance or power without them.

Another obvious comparative perspective is the interaction of local, national and transnational mnemonic agendas on city level and the salience of cosmopolitan attitudes in its midst. While European cultural policies often consciously aim below the national level to decentralize sense of belonging, multicultural imaginaries allow agents – individuals and city administrations alike – to get a strategic head start in comparative westernization. The volume's cases show a variety of constellations, in which local authorities and civic agents pragmatically yield to (Czech towns), enthusiastically adopt (Wrocław), creatively disembowel (Chernivtsi) or effectively counteract (Lviv) pressures towards genuine regret and openness to plural interpretations of the past. The studies included in the volume exemplify a variety of problematic takes on "multiculturalism" – they can be conservative (excluding certain minorities), backward-looking (affirming difference rather than overcoming it), competitive (in terms of the historical moral capital of different groups), self-exculpating (manifestly appreciative of diversity, yet ignorant of the past suffering of the other), or outright superficial (boastful of past minority icons, while marginalizing that minority in the present). At the same time, the plurality of agents suggests that while these may seem to be dominant trends, genuine transformative models of action and interpretation can and do exist alongside them.

The introductory ambition to shed light on the relation between individual and collective levels of remembering is, in my view, only partially fulfilled. It is true that several of the chapters include revealing insights about the existential resonance of place-bound memory as well as the capacity of individuals with strong vision, reputation or influence to shape collective practices. Yet the resulting image of how the intimate feeds into the politically engaged and vice versa leaves much to be desired. On the other hand, the discussion of the structural similarities and differences, which leans a typology of memory agents and mnemonic regimes recently developed by Bernhard and Kubik, provides a solid and informative overview of the varieties of agent configurations across cases.<sup>1</sup>

While none of the studied cities is a mnemonic battleground today, "profound tension" (p. 220) of varying degree permeates all of them. The book manages to bring to light a fair share of the injustice, inconsistency and ignorance present in local memory politics today and to the extent that this can "contribute to more ethical approaches" (p. 11) in the handling of past ethnic cleansing, the book does very well. At the same time, it shows several "small acts of repair" (p. 222) that put the absence of "predecessors" in context and pioneer inclusive public narratives of acknowledgement, regret and reconciliation.

---

<sup>1</sup> *Bernhard, Michael/Kubik, Jan: Twenty Years After Communism: The Politics of Memory and Commemoration. Oxford 2014.*

Exploring a new avenue the study of cultural trauma, *Whose Memory? Which Future?* provides an original, timely and singularly stimulating contribution to several subfields of memory studies. Besides rigorous editorial work, this also speaks of a fruitful project cooperation at the Lund Memory Studies research program as well as the cluster's sustained interest in the topic. Owing to its strong comparative dimension, the book will serve as a sound conceptual, methodological and critical springboard to scholars working on post-conflict memory and cultural trauma but also to students of urban heritage management or post-socialist political cultures. The book fruitfully deploys the concept of ethnic cleansing as an inclusive comparative platform capable of relating processes, structural challenges and political agendas across considerable cultural and spatial distances. By selecting diverse cases in terms of ethnic groups and states concerned and, not least, by bringing together Scandinavian and Central-, Eastern- and South-European authors, it also helps to "de-Germanize" the scholarship of expulsion and forced migration and promote it as a universal European issue. Besides the potential benefits for the cultivation of an integrating European memory discourse, the volume's contribution to the comparative study of cultural memory in Europe is thus hard to overstate.

Brno

Adam Gajdoš

*Meškank, Timo: Sorben im Blick der Staatssicherheit. Die Akten der K 5 und des MfS der DDR 1949-1989.*

Domowina-Verlag, Bautzen 2016, 495 S., ISBN 978-3-7420-2363-6.

Der habilitierte Sprachwissenschaftler für Sorabistik und Privatdozent an der Universität Leipzig, Timo Meškank, hat eine Monografie über die Überwachung der Minderheit der Sorben in der DDR durch das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) vorgelegt. Das fast 500 Seiten dicke Buch wird ergänzt durch den Faksimile-Abdruck von 20 Dokumenten aus dem Archiv des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR. Damit möchte Meškank eine Lücke in der Geschichtsschreibung über die Sorben in der DDR schließen. Dies ist ihm jedoch nur sehr unzureichend gelungen.

Die SED hatte beharrlich, 40 Jahre lang, von 100 000 Sorben gesprochen, die in der DDR lebten, jede Abweichung davon hätte als ein Scheitern ihrer sozialistischen Nationalitätenpolitik verstanden werden können. Tatsächlich bekannten sich nach 1990 noch etwa 60 000 bis 80 000 Menschen in Brandenburg und Sachsen zum Sorbentum, die aber längst nicht mehr alle das Sorbische beherrschten (S. 77). Die Stadt Bautzen galt und gilt als kulturelle Metropole des Sorbentums; sorbische Bevölkerungsanteile leben zu DDR-Zeiten in der Ober- und Niederlausitz – in den Bezirken Dresden (u. a. den Kreisen Bischofswerder, Löbau, Niesky, Kamenz) und Cottbus (Kreise Senftenberg, Calau, Hoyersweda oder Forst). Der Bevölkerungsanteil der Sorben in diesen beiden DDR-Bezirken lag unter fünf Prozent. Und selbst in den genannten Kreisen, im sogenannten Kerngebiet der Sorben, machte ihr Anteil an der Bevölkerung nur noch in sehr wenigen kleinen Gemeinden 30 bis 60 Prozent aus.

Tiefe Einbrüche in das angestammte Milieu der Sorben hatte es bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gegeben. Das NS-Regime untersagte ab 1937 den Gebrauch des Sorbischen in der Öffentlichkeit, alle sorbischen Vereinigungen wurden verboten, sorbische Lehrer und Geistliche wurden aus der Lausitz in weit entfernte Teile Deutschlands versetzt, sorbische Intellektuelle systematisch verfolgt und inhaftiert. Die Nationalsozialisten wollten die Assimilation der Sorben erzwingen. Nach dem Krieg kamen Tausende Flüchtlinge und Vertriebene nach Ost-Sachsen und Ost-Brandenburg und wurden dort ansässig. Zudem holte die wachsende Industrie Tausende deutsche Arbeiter in das Gebiet und insbesondere der ebenfalls boomende Braunkohletagebau „fraß“ das sorbische Land förmlich auf. Die erzwungene Kollektivierung der Landwirtschaft mit der Zerstörung letzter bäuerlicher Familienbetriebe und damit der ländlich geprägten Strukturen der Sorben tat das übrige.<sup>1</sup> Keine dieser allgemeinen und für den in der sorbischen Geschichte nicht bewanderten Leser wichtigen Informationen kann man bei Meškank nachlesen.

Die Studie von Meškank ist vollkommen ungegliedert, bis zur letzten der 360 Seiten Text erschloss sich der Rezensentin kein „roter Faden“ oder irgendeine innere Logik des Buch-Aufbaus. Auf den 141 Seiten des ersten Kapitels werden in ermüdender Art und Weise allseits bekannte Erläuterungen zur „Installierung des totalitären Regimes in der SBZ/DDR“ und zur „Staatsicherheit als Herrschaftsinstrument der SED“ gebracht. Wenn der Autor es unverzichtbar fand, hier die Zäsuren der DDR-Geschichte von der Staatsgründung 1949 über den 17. Juni 1953, den Mauerbau 1961 und den Prager Frühling 1968 bis hin zu den revolutionären Ereignissen von 1989 zu referieren, hätte er diese in Bezug zur sorbischen Bevölkerung setzen müssen. Vor allem aber hätte er nach der Bedeutung dieser Ereignisse für die Beobachtung der sorbischen Minderheit durch das MfS fragen sollen: Welche Stimmung entwickelte sich zum Ende der 1980er Jahre unter der sorbischen Bevölkerung, nahm die Zahl der Ausreisearträge zu? Wie war die Atmosphäre in den sorbischen Institutionen – der Domowina, dem Institut für sorbische Volksforschung Bautzen, im Sorbischen Institut an der Universität Leipzig, dem Sorbischen Institut für Lehrerbildung in Bautzen, dem Radio DDR-Sorbischer Sender Cottbus, dem Domowina-Verlag Bautzen, dem Deutsch-Sorbischen Volkstheater Bautzen oder dem Staatlichen Ensemble für sorbische Volkskultur Bautzen? Und welchen Anteil nahmen diese Institutionen und sorbische Bevölkerungsgruppen an den Ereignissen im Sommer und Herbst 1989? Stattdessen zitiert Meškank seitenlang aus einschlägigen Handbüchern und aus Standard-Werken zur MfS-Geschichte, die von ausgewiesenen Experten wie Jens Gieseke oder Helmut Müller-Enbergs stammen. Striche man diese Zitate, würde sich der Umfang der Studie halbieren und diese insgesamt lesbarer werden.

Die für besonders streng gehaltene Überwachung der Sorben durch die Staatsicherheit will Meškank an den hauptamtlichen Strukturen des MfS – „Linie Sorbenbewegung“ – sowie anhand der Inoffiziellen Mitarbeiter (IM) unter der sorbischen

---

<sup>1</sup> Vgl. *Bahlcke*, Joachim (Hg.): *Geschichte der Oberlausitz. Herrschaft, Gesellschaft und Kultur vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts*. Leipzig 2004, 302-312.

Bevölkerung demonstrieren. Die Beobachtung der sorbischen Bevölkerung oblag in den 1950er Jahren der Hauptabteilung V, Abteilung 3, Referat III auf der zentralen Ebene des MfS. Diese Gliederung setzte sich auf Bezirks- und Kreisebene fort. Im Jahr 1964 erfolgte eine Umbenennung und Neuorganisation der Strukturen. Aus der Hauptabteilung V/3 wurde die Hauptabteilung XX/5. Bereits seit Anfang der 1960er Jahre tauchte eine eigenständige „Überwachungslinie Sorben“ nicht mehr auf (S. 79 f.).<sup>2</sup> Es ist davon auszugehen, dass auf Dresdener und Cottbusser Bezirksebene bzw. ausgewählten Kreisebenen mit sorbischem Bevölkerungsanteil nur eine Handvoll von hauptamtlichen MfS-Mitarbeitern hin und wieder auch über die „politisch-ideologische Lage“ unter den Sorben zu berichten hatte. So schreibt der Autor zum Beispiel von zweiseitigen zusammenfassenden Informationen aus den 1980er Jahren. Ein MfS-Bericht des Bezirks Dresden vom August 1986 über „Stimmungen und Reaktionen zur Entwicklung der sorbischen nationalen Minderheit in den Kreisen Bautzen und Kamenz“ resümierte die „Abnahme des politischen Einflusses der Domowina unter der sorbischen Bevölkerung“. Offenbar beunruhigte diese Beobachtung die Staatssicherheit nur wenig, denn, es heißt weiter, „dass der Sicherungsbereich Domowina und sorbische Institutionen inoffiziell gut durchdrungen“ sei (S. 298 f.).

132 inoffizielle Mitarbeiter, die das MfS unter der sorbischen Bevölkerung zwischen 1950 und 1989 anwerben konnte (S. 179-195) und die im Archiv des Bundesbeauftragten dokumentiert sind, listet der Autor in seiner Studie namentlich auf. „Bis auf wenige Ausnahmen waren alle inoffiziellen Mitarbeiter auch Mitglieder der Domowina“ (S. 182). Diese IMs stammten vorwiegend aus dem kulturellen und schulischen Bereich. Sie waren Redakteure, Lehrer, Kulturschaffende oder Beschäftigte an staatlichen und wirtschaftlichen Institutionen. Die Staatssicherheit bekundete offenbar Interesse an den verschiedenen Institutionen der Sorben, insbesondere an ihrer Dachorganisation, der Domowina. Meškank beschreibt, dass sich schon Ende der 1950er Jahre nur noch 11600 Sorben (S. 35 f.) dort organisierten, mit weiter abnehmender Tendenz. Gemessen an der Zahl der erwachsenen Sorben entsprach das einem Anteil von 19 Prozent. Und setzt man diese 132 sorbischen IMs – die keineswegs alle zur gleichen Zeit ihre Spitzeldienste leisteten – ins Verhältnis zur Gesamtzahl der Sorben, erhält man einen Anteil von unter zwei Prozent. Die sorbische Bevölkerungsgruppe stand ganz offensichtlich in den 40 Jahren der DDR-Existenz nicht im besonderen Visier des MfS,<sup>3</sup> sie wurde nicht mehr, sondern eher weniger beobachtet als andere Bevölkerungsgruppen.

Weitaus perfider gestalteten sich geheimpolizeiliche MfS-Maßnahmen, wenn Personenkreise, hier sorbische, „aktiv bearbeitet, zersetzt“ wurden. Einige dieser Einzelfälle schneidet der Autor an, leider ohne sie näher zu beleuchten und auszuführen (S. 242 ff.). So auch in seinem eigenen Fall, der 1988 den Überwachungsvorgangsnamen „Hornisse“ erhielt (S. 291-296). Der Bauingenieur-Student Timo Meš-

<sup>2</sup> Auerbach, Thomas u. a.: Hauptabteilung XX. Anatomie der Staatssicherheit. MfS-Handbuch. Berlin 2008, 79, 108-113.

<sup>3</sup> Vergleiche z. B. die MfS-Beobachtungen der Flüchtlinge und Vertriebenen in der DDR bei Amos, Heike: Die Vertriebenenpolitik der SED 1949 bis 1990. München 2009.

kank (TU Dresden) geriet 1988 in das Visier der Staatssicherheit, weil er zusammen mit anderen das monatliche Informationsblatt „Serbski student“ herausgab. Dieses war gedacht als Forum zur Etablierung einer zweiten Öffentlichkeit im sorbischen Raum neben dem offiziellen, SED-treuen Informationsmonopol der Domowina-Führung, die das Blatt als illegal bezeichnete. Es gab Rufmordkampagnen gegen Meškank sowie konspirative Wohnungsdurchsuchungen. Im Dezember 1988 erfolgte das Verbot von „Serbski student“, offiziell ausgesprochen von der Domowina-Führung. Meškank trat im März 1989 aus der Domowina aus. Dieser persönliche Erfahrungshintergrund des Autors erklärt auch, weshalb Meškank die bis heute ausstehende Aufarbeitung des Wirkens der Staatssicherheit in den Institutionen der Sorben und vor allem der Domowina ein besonderes Anliegen ist (S. 341 ff.).

Dass das sorbische Milieu sich mehr und mehr auflöste – in den letzten hundert Jahren halbierte sich allein die Zahl der Sorben – hatte nur an dritter oder vierter Stelle etwas mit der offiziellen SED-Minderheitenpolitik oder gar mit der Unterwanderung durch die Staatssicherheit zu tun.

Eine interessante, mit neuen Fakten gespickte oder gar spannende Lektüre bietet die Studie von Meškank nicht. Ständige Wiederholungen und Zitate, die Nennung von unzähligen Personennamen und die Aufnahme von zum Teil sehr langen Anmerkungen in Klammern in den Fließtext machen die Lektüre des Buches beschwerlich. Für eine Leseempfehlung spricht das nicht.

Berlin

Heike Amos

*Lovejoy, Alice: Army Film and the Avant Garde: Cinema and Experimentation in the Czechoslovak Military.*

Indiana University Press, Bloomington, Indianapolis 2015, 319 S., Companion DVD, ISBN 978-0-253-01488-7.

Die tschechoslowakische Armee ließ Ausbildungs-, Dokumentar- und auch Spielfilme produzieren, wofür sie ein eigenes Studio, den Československý armádní film (Tschechoslowakischer Armeefilm), hatte. Dessen Produktion würde sich praktisch nicht vom Armeefilm anderer sozialistischer Staaten abheben, wären darunter nicht einige Filme mit einer ganz eigenen, originellen Ästhetik, die die Vorstellung von der Form und Funktion des Militärfilms radikal konterkarieren. Das avantgardistische Filmschaffen bildet das Thema der veröffentlichten Dissertation der amerikanischen Wissenschaftlerin Alice Lovejoy.

Im Stil der angelsächsischen historiografischen Tradition baut das Narrativ des Buches auf einer starken These auf, die lautet, dass in der tschechoslowakischen Armee trotz der Zäsuren der politischen Geschichte von den 1920er bis in die 1960er Jahre eine Kontinuität an modernistischen Einflüssen bestand und die militärische Kinematografie als Raum für künstlerische Experimente galt. Als Schlüsselfigur für diese Tradition identifiziert die Autorin den Fotografen und Filmemacher Jiří Jeníček (1895-1963), der in den 1930er Jahren einige maßgebende Armeefilme drehte und zugleich den Charakter des Armeefilms theoretisch absteckte. Nach einer Zwangspause während des Zweiten Weltkriegs bemühte sich Jeníček 1945 erneut um Innovationen in der militärischen Filmproduktion, aber der wirkliche Durchbruch



fand in diesem Bereich erst 1951 statt, als der Československý armádní film gegründet wurde, der unter verschiedenen Namen bis 1999 existierte. Jeníček musste die Armee zwar kurz nach der kommunistischen Machtübernahme von 1948 verlassen, doch sein geistiges Vermächtnis verschwand nicht. Vielmehr entstanden in den 1950er und 1960er Jahren jene Filme, an denen Lovejoy die Kontinuität der Auffassung vom Armeefilm als Raum für Experimente und Innovation überzeugend belegen kann.

Die starke Seite des Buches liegt in der bewanderten Interpretation von Filmen aus militärischer Produktion und in ihrer Kontextualisierung in der Geschichte des militärischen Filmstudios, der Entwicklung der tschechoslowakischen Kinematografie und des tschechoslowakischen Staates. Lovejoys Sprache ist präzise, die Zusammenstellung originell, und der Autorin gelingt es, in jedem Kapitel auf kreative Weise zu überzeugenden Schlussfolgerungen zu kommen. Auch für Zeitspannen, für die fast keine Quellen vorhanden sind (beispielsweise die zweite Hälfte der 1940er Jahre), kann Lovejoy die Lücke durch die Reflexion des Kontextes gut überbrücken.

Obwohl die interpretatorische Tiefe zu den Vorzügen des Buches gehört, führen Lovejoys gedankliche Konstruktionen im Dienste der Stichhaltigkeit ab und an zu leichten Fehldeutungen. So verweist die Autorin beispielsweise zutreffend auf die Doppelfunktion von Schulungsfilmen, die einerseits der Ausbildung von Soldaten dienten, andererseits jungen Filmemachern den Raum für Erfahrungen boten (S. 8). Diese These über die „doppelte Funktion der Pädagogik“ funktioniert jedoch nur, wenn man außer Acht lässt, dass talentierte und ambitionierte Absolventen der Prager Filmhochschule FAMU und anderer Schulen eher darum bemüht waren, Nachrichten-, Dokumentar- oder Spielfilme zu machen, in denen sie ihr Talent besser entfalten konnten als beim Drehen routinemäßiger Ausbildungsfilme. Zugleich war die Armee bei der Produktion von Ausbildungsfilmen um Stabilität bemüht, da diese Filme Kenntnisse des Militärwesens und wegen ihres oft geheimen Charakters ein höheres Maß an Sicherheit und Zuverlässigkeit erforderten.

Eine Herausforderung bei der Untersuchung der Geschichte des Armeefilms liegt darin, damit zurechtzukommen, dass das Thema zwischen Filmgeschichte und Militärgeschichte oszilliert. Diese ungewöhnliche Konstellation stellt besondere Ansprüche an die Interpretation. So muss der oder die Forschende sich im Kontext beider Disziplinen bewegen, selbst wenn man sich auf einen der beiden Bereiche konzentriert, kann dieser nicht völlig vom anderen losgelöst werden. Lovejoy nähert sich dem Thema aus filmhistorischer und ästhetischer Perspektive, hier liegt auch der wesentliche wissenschaftliche Ertrag ihrer Arbeit. Fragen, die aus der Militärgeschichte resultieren, stellt sich die Autorin nicht, und für die Geschichte der tschechoslowakischen Armee stützt sie sich hauptsächlich auf Sekundärliteratur. Hier stößt sie auf begrenzte Forschungsergebnisse, wovon auch die Tatsache zeugt, dass sie sich wiederholt auf eine publizierte Doktorarbeit über das Abhängigkeitsverhältnis der tschechoslowakischen Armee von der Sowjetunion aus der Feder der Politologin, Diplomatin und Politikerin Condoleezza Rice von 1984 beruft.<sup>1</sup> In ihrer

---

<sup>1</sup> Rice, Condoleezza: *The Soviet Union and the Czechoslovak Army, 1948-1983: Uncertain Alligance*. Princeton/N.J. 1984.

Zeit brachte diese Arbeit ohne Zweifel neue Erkenntnisse, heute muss sie aufgrund des sehr beschränkten Quellenzugangs von vor mehr als dreißig Jahren jedoch als überholt gelten.

Militärgeschichtliche Fragen hängen nicht nur mit dem Kern dieser Disziplin, nämlich der Kriegsführung und Kriegsvorbereitung, zusammen, sondern auch mit dem kulturellen und sozialen Kontext bewaffneter Gewalt. Die Autorin spricht wiederholt vom tschechischen Antimilitarismus (S. 7) oder von der antimilitärischen Ausrichtung einiger Armeefilme (S. 4), ohne dabei zu präzisieren, was genau sie mit diesen Schlüsselbegriffen bezeichnen möchte. Das Bild einer lächerlichen Armee, das manche dieser Filme transportieren („Křivé zrcadlo“ [Schiefer Spiegel] von 1956, „Vzpomínka na tři rána v českém lese“ [Erinnerung an drei Morgende im tschechischen Wald] von 1967 oder „Za vojáčka mňa vzali“ [Sie nahmen mich als Soldaten] 1968) und das den Archetyp des Švejk evoziert, muss nicht unbedingt antimilitaristisch im Sinne der ideologischen Überzeugung sein, es sei notwendig, die Macht der Armee zum Zweck der Vermeidung von Kriegen zwischen Staaten zu reduzieren. Ebenso gut kann es sich um eine zeitbedingte mehrdeutige Kritik am Staatssozialismus im Armeemilieu handeln. Meiner Vermutung nach verhält es sich mit dem tschechischen Antimilitarismus nicht viel anders als mit dem tschechischen Atheismus. Die reservierte Haltung gegenüber manchen Charakterzügen konkreter bewaffneter Formationen fußt auf einer ähnlichen Grundlage wie die Distanz zu einigen organisierten Formen des religiösen Lebens, die sich auf die historische Beziehung der Tschechen zur Institution des Staates zurückführen lassen. Ebenso wenig wie die niedrige Zahl kirchlich organisierter gläubiger Menschen andere Formen religiösen Lebens ausschließt, verweist die Beliebtheit der literarischen Figur Josef Švejks oder die Existenz von Dokumentarfilmen, die die Armee mit Humor betrachten, darauf, dass die Tschechen Gegner bewaffneter Verteidigung sind.

Das führt zu der Frage, warum es aus Sicht der Armee legitim war, dass sich in ihrem Schoß eine Filmproduktion entfaltete, die in den 1960er Jahren begann, sich inhaltlich kritisch gegen ihren Brotgeber zu wenden. Lovejoy beantwortet diese Frage vor allem aus Sicht der Filmemacher, die damit ihre eigene Existenz begründeten. Aber starke Argumente kamen auch aus der Armee selbst. Wie in anderen Bereichen, in denen sich die Armee und das zivile Milieu überlagerten, war auch der Film davon abhängig, seine Berechtigung unter Beweis zu stellen. Dafür brauchte er nicht nur die Kunst, sondern musste vor allem Verteidigungszwecken dienen. Diese treten am stärksten in Zeiten bedrohter oder sogar nur mehr ersatzweiser staatlicher Existenz zutage, in denen die Armee gewissermaßen zur Quintessenz des Staates wird. Daher gilt auch das polnische Armeefilmstudio mit der militärischen Bezeichnung „Czołówka“ (Vorhut) als Pionier der neuen polnischen Kinematografie nach 1944 – denn es war der einzige Produzent polnischer Filme auf befreitem Gebiet. 1946 wurde es zur Basis für das staatliche Filmmonopol (S. 16).

Während die Erzählung seiner Geschichte des Armeefilms insgesamt glatt startet und es Lovejoy gelingt, die Wurzeln seiner künstlerischen Traditionen zu analysieren, wirkt das Ende der Erzählung im Jahr 1969 wie eine holprige Landung. Die Frage, warum es so einfach war, die künstlerischen Einflüsse zu unterdrücken, deren Kontinuität die Autorin überzeugend über einige tiefe historische Erschütterungen

hinweg belegen kann, hätte mehr Aufmerksamkeit verdient gehabt, als ihr in dem kurzen Kapitel mit der Überschrift „Coda“ (S. 198-203) zuteilwird. Obwohl die Bedeutung des Fernsehens für die militärische Propaganda zunahm, brach die Armeefilmproduktion in den 1970er und 1980er Jahren historische Rekorde. Doch arbeitete das Studio nun anders. Somit drängt sich die Frage auf, wie sich die Definition des Armeefilms wandelte, inwiefern sich der Raum für Experimente und Innovationen veränderte und – auf einer allgemeineren Ebene – welche Bedeutung die Normalisierungspolitik für den Armeefilm und seine Selbstdefinition hatte.

Historiker haben die Produktion des Armeefilmstudios bisher tendenziell unterbewertet und dieses als Kuriositätenkabinett betrachtet, in dem Themen „eingesperrt“ waren, die dem zivilen Milieu fern standen und von wenig fesselnder militärischer Nüchternheit waren. Mit einer überzeugenden Argumentation, die durch sorgfältiges Quellenstudium gestützt wird, und einer originellen Interpretation ist es Alice Lovejoy gelungen, Teile der Geschichte der Armeefilmproduktion unter dem Blickwinkel ihrer außergewöhnlichen Ästhetik und gesellschaftlichen Kritik in den breiteren Rahmen der tschechoslowakischen Filmgeschichte einzugliedern. Ich vermute allerdings, dass die Interpretation dieses Phänomens unvollständig bleibt, solange man die breitere Palette an Einflüssen außer Acht lässt, die für seine Entstehung wichtig waren. In diesem Fall ist das die Geschichte der tschechoslowakischen Armee, die den Film und andere Medien nicht nur als Nebensächlichkeit im Schatten der Kampfausbildung begriff, sondern als zentrale Quelle zur eigenen Identitätsbildung.

Prag

Václav Šmidrkal

*Píchová, Hana: The Case of the Missing Statue: A Historical and Literary Study of the Stalin Monument in Prague.*

Arbor Vitae, Prague 2014, 160 pp., 89 b/w illus., ISBN 978-80-7467-067-1.

In this intriguing and at times frustrating study, Hana Píchová makes a compelling case for the Stalin Monument in Prague as both an object and an idea in physical space and cultural consciousness. The book came about with Píchová's unexpected acquisition of a cache of unpublished photographs of the 1955 monument as it was slowly being demolished in 1962. Taken secretly by Josef Klimeš, the last surviving sculptor to have worked on the project, he hid them for decades since photography had been banned during the year-long demolition process. He gave them to Píchová after an interview in 2012. Of this encounter, Píchová writes that “his patient explanations of the [monument's] technical aspects [...] made me appreciate the endeavor in spite of its political symbolism” (p. 5). This statement encapsulates Píchová's binary approach, which is to contrast the monument's overwhelming physicality and technical complexity with its sinister symbolic presence both in the past and present.

Píchová's expertise is literary analysis. The encounter with Klimeš and his images required Píchová to expand her focus and engage with discourses, namely visual

culture studies and art and architectural history, in which Píchová has less expertise. The result is a collage of black-and-white images, historical narratives, and fragments of textual analysis. While valuable on their own, these strands never coalesce within analytical or theoretical frameworks. Instead, there is a sense that the monument and its many cultural manifestations cannot and should not be reconciled into a single overarching narrative, since its very existence was absurd and therefore inexplicable.

Adding to the collage quality of the presentation, Klimeš's images are interspersed with dozens of documentary photographs from the Czech News Agency and the Museum of the City of Prague. All eighty-nine images are published unnumbered and without captions. Many images are spectacular, but they remain mysterious throughout the text as they barely inform the chapters other than to document the monument's existence and demolition. This is a lost opportunity because rather than 'reading' the images as she does with the texts, the photographs are presented as self-evident and neutral, which scholars of visual culture would challenge, especially in such a politically charged environment.

The book is organized in three chapters: "Dreaming of the Largest Monument to Stalin," "Construction with Eternity in Mind" and "Hasty Demolition." Each chapter contains two binary sections, the first is a history of the monument in one of its phases (design, construction or demolition) and the second is a deep reading of a text by a postwar Czech author. Píchová consulted archives in Prague and Brno and conducted interviews with people involved in the project. This research exposes confidential debates over site and material decisions, as well as evidence of direct political pressure on the artist to change his design to more strongly emphasize the figure of Stalin.

The first chapter is split between a discussion of the 1949 design competition and poetry by Milan Kundera and other poets at the height of Socialist Realism in the early 1950s. The historical section covers discussions about how and where to place the monument, originally intended to commemorate Stalin's seventieth birthday in 1949. Designed by sculptor Otakar Švec and the prominent communist architects, Jan Štursa and Vlasta Štursová, the controversial winning proposal showed Stalin leading a group of eight figures, four Czechoslovaks and four Russians. Over fifteen-meters tall, it perched on the front of the Letná Plain overlooking the historic city center. In the paired poetry analysis, Píchová finds traces of dissent in a poem by Kundera that praised Stalin. She uses this discovery to reinforce that dissent was present, even if artists appeared to embrace of Socialist Realism. One problematic omission in the book is a scholarly discussion of the concept of Socialist Realism. Neither my research on Czechoslovak architecture, nor the extensive work by Czech art historian Tereza Petišková on painting and the fine arts, are referenced.<sup>1</sup> The journal, *Architektura ČSR*, also devoted a long article to the competition in

<sup>1</sup> See *Petišková, Tereza: Československý socialistický realismus 1948-1958* [Czechoslovak Socialist Realism 1948-1958]. Praha 2002). – *Švácha, Rostislav/Platovská, Marie: Dějiny českého výtvarného umění V (1939-1958)* [History of Czech Building Art V (1939-1958)]. Praha 2005. – *Zarecor, Kimberly: Manufacturing a Socialist Modernity: Housing in Czechoslovakia, 1945-1960*. Pittsburgh 2011.

1950, this could have provided an account of ideas put forward by the participants and images of the competition entries.<sup>2</sup>

Chapter two is divided between recounting construction from 1950 to 1955 and an analysis of Ota Filip's 1993 novel, "Café Slavia", which uses the monument as an allegory of the failures of Communism. The process to build the monument was ill-planned and politically fraught, especially after the 1953 deaths of Stalin and Czechoslovak leader Klement Gottwald. In a chapter full of captivating images, Píchová tells of the struggles to manage the large project, with its frequent delays and personal interventions by Prime Minister Antonín Zápotocký, himself trained as a stonemason. As narrated by Píchová, the construction project was doomed from the start and culminated in the suicide of Otakar Švec just weeks before the unveiling. The reasons for his suicide are disputed, but evidence shows that his name was quickly erased from public pronouncements about the project, suggesting that his personal failures threatened to further undermine the controversial monument.

As a binary for the construction process, Píchová chooses a novel that itself has a tortured and difficult history. Written by Ota Filip, who spent time in prison after the Prague Spring and who left Czechoslovakia for West Germany in 1974, "Café Slavia" is a reckoning with his own past. After revealing a 1952 escape plan for himself and men in his military unit to an uncle who went to the authorities, he was punished with hard labor, but the other men were sent to prison, something that Píchová writes "has burdened him ever since" (p. 94). In the novel, Filip centers the narrative on a fictional and personally flawed Austrian Count who is the mirror for the tumultuous events around him from 1910 to 1968. The monument's diabolical presence is heightened through literary invention, including a fictional incident in the novel in which two workers are crushed and "entombed" within the monument by a falling piece of granite.

In Píchová's energetic analysis, both she and Filip imbue this scene with major significance, she writes that

these deaths – gruesome and senseless – are recalled by the Count in an exceptionally graphic manner to install the horrific reality in his future readers' memories as a warning against possible historical repetition [...]. The workers' paltry remains [visible in the joint between two blocks], one leg and two or three bloodstains, signify the complete annihilation of an individual by an overwhelming gravitational force. (p. 100)

A force that represents the "regime's cruelty" and "a society where scruples no longer exist" (p. 101). The two sections together make clear that Filip's monstrous vision of the monument and its architect, who appears in the novel as a weak conformist, resonates much more with Píchová than the historical record she has uncovered. She even speculates that since "only information glorifying the monument was released, we may never find out the number of victims" (p. 93), as if she wants someone to have died to allow the fictional account to converge with reality.

The final chapter chronicles the monument's slow and officially secret demolition. Soviet criticism of the cult of personality required Czechoslovak authorities to take

<sup>2</sup> *Starý*, Oldřich: Pomník J. V. Stalina v Praze [The J. V. Stalin Monument in Prague]. In: *Architektura ČSR* 9 (1950) no. 3-4, 63-77.

action by early 1962. Plans for partial destruction or a replacement monument were considered and dismissed. The final decision was to take it down and replace it with a “Czechoslovak-Soviet friendship cultural center”; the demolition happened, but nothing was built in its place (p. 106). Since the legitimacy of the Communist Party was at stake, the demolition process was tightly controlled and kept out of the media. This seems unbelievable, given that the whole city was watching, but as Píchová shows there was official ‘silence,’ including a ban on photography and missing committee records.<sup>3</sup> The demolition itself proved as difficult as construction. Because of its position on the edge of Letná Plain, demolition happened through “detonative and mechanical” means, which took more than a year (p. 110). Small explosions were followed by workers chipping away at the concrete by hand; a process captured in Klimeš’s images.

The book’s final section focuses on Bohumil Hrabal’s 1965 story, “Zrada zrcadel,” which recounts the stories of three Prague statues, including the Stalin Monument, using its protagonists to reflect on the absurdity of a city that wanted to alternatively demolish and restore its many sculptures. Píchová describes Hrabal’s story as a collage of “incongruous moments,” using his term “Total Realism” to describe its method, which she writes has such accuracy that “it becomes a true-to-life document of the event” (p. 141). This once again hints at Píchová’s desire for a complete fictional world of the monument to overtake its incomplete historical record. The conclusion ruminates on the many proposals for the famous empty plinth of the “missing statue,” such as temporary art installations, a museum, a cultural center, a new national library, and even an aquarium. For Píchová, the absence remains as powerful as the statue itself in forcing people to continue to reflect on communism and its legacies.

The book will be of interest to scholars of postwar Czechoslovak history, European Stalinism and postwar Czech literature. Píchová is at her best in the literary sections, especially since she chose texts that allowed her to express opinions about the monument using the authorial voices of her subjects, rather than her own. It is obvious that in literature she finds the clearest expressions of her negative feelings about the monument and Czech communism in general. Štursa and Klimeš both talked about willingly participated in the project, yet Píchová never questions her absolute certainty that revolutionary fervor for communism, and Socialist Realism as its artistic expression, were not authentic expressions in the early 1950s. Many readers will likely agree, yet it is worth considering how a less subjective reading of the historical sources would change the book conclusions.

Ames/IA.

Kimberly Zarecor

---

<sup>3</sup> Píchová may be ascribing a motive here where there is none. For example, the entire archive of Stavoprojekt, the state-run system of architecture and engineering offices, is inaccessible at the National Archives because the materials have not been catalogued (and not because there is a concern about the information). It is likely that information about the competition, construction, and demolition exists in these files.

*Suk, Jiří/Andělová, Kristina (Hgg.): Jednoho dne se v našem zelináři cosi vzbouří. Eseje o „Moci bezmocných“ [Eines Tages wird sich in unserem Gemüsehändler etwas empören. Essays über die „Macht der Ohnmächtigen“].*

Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 2016, 309 S., ISBN 978-80-7285-200-0.

Havels berühmter Essay über die Macht der Ohnmächtigen vom Herbst 1978 ist gegenwärtig in 22 Sprachen, darunter das Arabische, Persische und Aserbaidschanische, übersetzt und wird in vielen autoritären Ländern als hochaktuell empfunden. Für Havel folgte damals eine viereinhalbjährige Haft, aber im Unterschied zum – nicht nur polnischen – Ausland wurde sein Essay in der Tschechoslowakei unmittelbar kaum beachtet und auch im Dissens als zu abgehoben bzw. als wenig alltagsbezogener „Intellektualismus“ sowie für seine vermeintliche Äquidistanz zum Westen kritisiert (so auch Petr Pithart im Rückblick, S. 169 f.). Später hat man dem dreimaligen politischen Häftling sogar vorgeworfen, mit seiner „unpolitischen“ Sicht die veränderte Lage im Ostblock der 1980er Jahre zu verfehlen, und in der Tat wollte Havel noch im Herbst 1989 nicht einfach zum herkömmlichen Parteiensystem zurückkehren, auch als Staatspräsident hielt er Abstand zum realpolitischen Alltag.

Es ist allerdings Unfug zu behaupten, Havels Forderung von 1978, „in der Wahrheit zu leben“ – das „Aufwachen des Gemüsehändlers“ aus seiner bequemen Anpassung ans post-totalitäre System –, habe mit der moralisierenden Selbstgerechtigkeit des Dissidenten-Ghettos die Entstehung echter Opposition behindert. Immerhin besteht zwischen Havels scheinbar unpolitischer Sichtweise im Dissens und der friedlichen „samtenen Revolution“ von 1989 ein unzweifelhafter Zusammenhang – wie die Herausgeber in ihrem Nachwort (S. 276) konzедieren –, aber auch mit der folgenden „Ohnmacht der Mächtigen“ (Timothy G. Ash), der Sieger von 1989 angesichts der Probleme der Transformation. Havels Forderung, „in der Wahrheit zu leben“, ist paradoxerweise in einer Gesellschaft verwirrender Informationsströme und vielfältiger Standpunkte nicht weniger aktuell, als zur ritualisierten Lüge des Post-Totalitarismus Nein zu sagen. Der Politologe Kacper Szulecki, der zurzeit in Oslo lehrt, unterstreicht in diesem Kontext die normative Kraft des Faktischen auch in einer pluralistischen Gesellschaft, ebenso wie die Ungewissheit des Wahlspruchs vom Sieg der Wahrheit, insbesondere in der Politik (S. 111 f.). Der jüngere Philosoph Petr Hlaváček (geb. 1974) versteht Havels Text geradezu als Appell zu vollwertiger Bürgerlichkeit, als Aufruf, die Ausreden für die eigene Ohnmacht zu vergessen und politische Verantwortung zu übernehmen (S. 76).

Havels Essay war natürlich keine nüchterne politikwissenschaftliche Untersuchung der realsozialistischen Wirklichkeit von 1978, auch kein bloßes politisches Programm, sondern ein vielschichtiger und mehrdeutiger Text mit breitem Problemspektrum – selbst wenn man für eine Kritik der modernen Entfremdung nicht unbedingt Heidegger bemühen muss: Sie war in den Diskussionen der 1960er Jahre beinahe omnipräsent. Havels politische Praxis war aber auch nach 1989 von bloßer „realpolitischer“ „Kunst des Möglichen“ oft recht weit entfernt: Sein mehrfaches Scheitern war vielleicht auch einem existentiellen Politikverständnis, sozusagen der Orientierung an der Kunst des „Unmöglichen“, zu danken. Jiří Hanuš, Brünner Kirchenhistoriker, gibt zu bedenken, dass Havel mit seinem Nachdruck auf vor-

politische Politik als angewandte Sittlichkeit „aus der Not eine Tugend“ gemacht habe (S. 182) – obwohl in seiner Analyse durchaus die radikale Perspektive eines Zerfalls der herrschenden Strukturen enthalten war. Der traditionelle Parteienstaat war für den „utopischen Denker“ damals aber nur ein mögliches Provisorium.

Der „Gemüsehändler-Band“ enthält 30 unterschiedliche Beiträge, von Erinnerungen an Wohnungsseminare im Spätsozialismus, über Havels philosophische Begrifflichkeit bis hin zu aktualisierenden Betrachtungen über die Chancen authentischen Lebens in autoritären bzw. manipulierten Gesellschaften der Gegenwart. Jiří Příbáň, in Cardiff lehrender Soziologe, sieht Havels Idee einer existentiellen Revolution geradezu als Gegenstück zur gegenwärtigen „Konterrevolution“, die aus Angst und Hass auf die offene liberale Gesellschaft und allgemeine Bürgerrechte die nationale Abschließung, die Reduktion der Politik auf Macht und elementare Bedürfnisse oder den Staat als bloße Firma verkündet (S. 131). Andere Aufsätze (Miloš Havelka, Lenka Karfíková) stellen Havels Termini, etwa den vor-politischen *Lebens*-begriff als Korrektiv und Gegenbegriff zur posttotalitären Verstrickung in Frage; „Leben“ kann durchaus mit der von Havel verabscheuten Sinnreduktion als alltägliche „Besorgung“ einhergehen.

Der Sammelband liefert so einen wichtigen Beitrag zur heute manchmal verharmlosten Geschichte des „auto-totalitären“ Spätsozialismus, wie nicht zuletzt den Beweis für die Aktualität von Havels Denken.

Berlin

Bedřich Loewenstein

*Vaněk, Miroslav/Mücke, Pavel: Velvet Revolutions. An Oral History of Czech Society.*

Oxford University Press, Oxford 2016, 251 S., ISBN 978-0-19-934272-3.

Der Plural im Titel deutet es bereits an: „Velvet Revolutions“ erzählt von mehr als nur dem politischen Umbruch von 1989. Das als „samten“ in die Geschichte eingegangene Ende des tschechoslowakischen Staatssozialismus dient Miroslav Vaněk und Pavel Mücke als Ausgangspunkt für eine auf lebensgeschichtlichen Interviews basierte Erinnerungsgeschichte der tschechischen Gesellschaft von den 1950er bis in die frühen 2000er Jahre. Dabei wird die Zäsur von 1989 vor allem mit Blick auf ihre geschichtspolitische Instrumentalisierung kritisch hinterfragt. Denn, so die Autoren, die undifferenziert negative Sicht auf die sozialistischen Jahre entwertete die Erfahrungen und Lebensgeschichten der Zeitgenossen und sei zudem in den 1990er Jahren gezielt zur Legitimierung einer zweifelhaften Transformationspolitik eingesetzt worden. Vaněk und Mücke stellen den Gewinn an Freiheit, den der November 1989 gebracht hat, keineswegs in Abrede. Ganz im Gegenteil: Von „früher war alles besser“-Sprüchen distanzieren sie sich ebenso dezidiert wie von einer generellen Abwertung von Politik, die in der Gleichsetzung von Diktatur und Demokratie liegt. Worum es ihnen geht, ist ein nicht ideologischer Blick auf das Davor und das Danach. Ihr Ziel ist es, den großen Narrativen mit ihrer Behauptung der Zwangsläufigkeit bestimmter historischer Entwicklungen die Stimmen der Vielen entgegenzustellen.



Dafür haben sie Gespräche mit weit über 100 Angehörigen der Geburtsjahrgänge zwischen 1935 und 1955, den „Kindern von Hitler und Stalin“ (S. 7), quer durch alle sozialen Schichten geführt und die Ergebnisse von Meinungsumfragen herangezogen. In das Bild, das sie zeichnen, ist zudem die lange Reihe von Oral-History-Projekten eingegangen, die das Team um Miroslav Vaněk am Prager Institut für Zeitgeschichte durchgeführt hat. Folglich liegt mit der englischsprachigen Publikation bei Oxford University Press nun eine Zusammenfassung der wichtigsten Forschungsergebnisse des Prager „Centrum pro orální historii“ für das internationale Lesepublikum vor. Diese ist zugleich auch eine Präsentation der tschechischen Oral History, die sich seit ihren bescheidenen Anfängen in den frühen 1990er Jahren erfolgreich etablieren konnte.

Sieben Felder haben Vaněk und Mücke für ihr „lebendiges Laboratorium“ (S. 14) ausgewählt: Anfängen von Freiheit und Menschenrechten reicht das Themenspektrum über Familie, Bildung und Erziehung, Arbeit und soziale Sicherheit sowie den Umgang mit Zeit bis hin zu „Freunden und Fremden“ und zu „uns“ und „ihnen“ als Chiffren für die Wahrnehmung der Verteilung von sozialem, politischem und wirtschaftlichem Kapital vor und nach der „Wende“.

Mit dem Mosaik aus persönlichen Erinnerungen und Deutungen der tschechischen Vergangenheit und Gegenwart, die sie abgefragt haben, konterkarieren die Autoren die populäre Erzählung von den sozialistischen Jahren als durchpolitisiert, eintönig und karg, als bestimmt von klaren Grenzen zwischen Trägern und Gegnern des Systems auf der einen, und dem Siegeszug von Freiheit und Wohlstand nach 1989 auf der anderen Seite. Die Wirklichkeit von damals war nicht nur komplexer, sondern oft auch banaler. Zu Recht betonen Vaněk und Mücke, dass sich der realsozialistische Alltag der großen Masse zwischen Beruf, Familie und Kindern in Vielem nicht von dem der Mehrheit im Westen unterschied, sich Phänomene wie der Massentourismus oder die zunehmende Konsumorientierung in den modernen Industriegesellschaften blockübergreifend durchsetzten. Sie fragen aber auch, wie die Menschen die mit der sozialistischen Diktatur verbundenen Zwänge und ihren Umgang damit bzw. ihren eigenen Anteil am Funktionieren des Systems erinnern und in ihre Lebenserzählung integrieren. Zudem arbeiten sie heraus, dass manche Werte und Haltungen von den politischen Umbrüchen von 1948, 1968 und 1989 kaum tangiert wurden, darunter die große Bedeutung, die der Familie und der Bildung zugesprochen werde, oder auch egalitäres Denken, die Neugierde auf „die Welt da draußen“ in Verbindung mit einem gewissen, Fremden gegenüber latent misstrauischen Tschechozentrismus. Allerdings zeugen die Stimmen der Interviewpartner von einer raschen Ablösung der hochfliegenden Hoffnungen von 1989 durch neue, vor allem soziale Ängste und neuen Konformitätsdruck. Diese Enttäuschung, ein Gefühl von Ohnmacht und die Nostalgie, die viele der Interviews durchzieht, führen die Autoren nicht zuletzt auf das Alter ihrer Gesprächspartner zurück, haben sie doch überwiegend Zeugnisse einer Generation aufgezeichnet, die in den sozialistischen Jahren jung war und den Umbruch (gerade noch) als Berufstätige erlebte.

Da sich das Buch an ein internationales Publikum wendet, wird in jedes Kapitel ausführlich eingeführt, werden der historische Hintergrund und die Genese der verschiedenen Phänomene erklärt. Diese Rahmung der Interview-Stimmen gerät mit-

unter sehr allgemein. Auch werden die Interviews nicht systematisch ausgewertet und auf Deutungs- und Erzählmuster hin analysiert, sondern eher als Beweis der Vielfalt von Erlebtem und seiner Deutung präsentiert. Und nicht immer können die Autoren der Versuchung widerstehen, die von ihnen aufgezeichneten Meinungen zu korrigieren und Kapitel mit einer Art normativem Fazit abzuschließen. Dabei werden auch Wertungen transportiert, statt Prozesse sachlich zu beschreiben, beispielsweise wenn die Rede von der „Krise“ und dem „Auseinanderbrechen“ der Familie und nicht von der Veränderung von Lebensformen ist. Als wenig gelungener „Objektivierungsversuch“ erscheint ferner die Aufnahme einiger Statements von während der sozialistischen Jahre in Prag lebenden Ausländern, die ihre Sicht der Dinge beisteuern. Das sind großartige Quellen – ein Oral-History-Projekt mit dieser Gruppe wäre eine hervorragende Idee –, aber hier funktioniert diese Perspektive von „halb-außen“ nicht.

Solche Bemühungen, die Äußerungen der Respondenten „richtigzustellen“, die sich auch in verstreuten Überlegungen dazu ausdrücken, wie bestimmte Stellungen zu deuten seien und worauf sie reagieren, was sie möglicherweise kaschieren sollen, widersprechen dem an sich reflektierten Zugang der Autoren. Denn diese thematisieren sonst sowohl ihre eigene Rolle als Interviewer als auch die Reichweite von Oral History durchaus kritisch. So bezeichnen sie die Interviews als Momentaufnahmen, die stets von der aktuellen Situation des/r Sprechenden geprägt sind und betonen, dass es nicht das Ziel sein könne, ex post ein authentisches Zeugnis von Motiven und Gefühlen einzufangen, sondern ausschließlich nach der Deutung zum Zeitpunkt des Gesprächs gefragt werden kann. Davon profitieren insbesondere die Kapitel, die sich mit dem Thema „gesellschaftliches Engagement“, Parteimitgliedschaft und generell mit der Frage danach beschäftigen, wie die Menschen ihre Handlungsspielräume im realsozialistischen System beschreiben.

Mit ihrer vorsichtigen und wertschätzenden Herangehensweise konnten Vaněk und Mücke ihre Gesprächspartner/innen zum Erzählen auch über schwierige Entscheidungen und Lebensphasen, über Fehler und Enttäuschungen bewegen. Fast alle von ihnen waren bereit, unter ihrem vollen Namen im Text zu erscheinen, das Register im Anhang informiert über ihre Herkunft, Ausbildung und Berufsweg sowie den Familienstand und, wenn vorhanden, die Zahl der Kinder.

Illustriert ist der Band mit Schwarz-Weiß-Bildern des tschechischen Fotografen Jindřich Streit. Sie sind von einer wundervoll nüchternen, geradezu Fellini-haften Ästhetik: Die zwei Demonstrationzüge in winterlicher Landschaft am Anfang und Ende des Buches stehen in schönem Kontrast zu der Demonstrationsszene auf dem Prager Wenzelsplatz vom November 1989, die den Einband schmückt. Im Textblock folgen dann Bilder aus dem Alltagsleben der sozialistischen Jahre. Vaněk und Mücke wollen sie als „komplementäre Stimmen“ zu den Interviews verstanden wissen (S. 205), die für sich selbst sprechen. Auf die Einordnung und Datierung hätten sie dennoch nicht völlig verzichten sollen.

„Velvet Revolutions“ bereichert die zeithistorische Forschung nicht allein durch wertvolles Material zur sozialistischen und postsozialistischen Erfahrung. Mit den Stimmen der Generation, die im Sozialismus aufgewachsen ist und sein Ende wie die folgende Transformation bewusst erlebt hat, lädt das Buch auch dazu ein, sich von

der traditionellen Fixierung auf die Zäsuren in der tschechischen Geschichte zu lösen, nach denen das Überwundene stets verdammt wird. Vaněk und Mücke haben gute thematische Achsen durch ihren Stoff gelegt und können eine große Vielfalt von Einschätzungen nachweisen, die sich oft konträr zu offiziellen Narrativen verhalten. Eine intensive analytische Arbeit an den Interviewtexten leisten die Autoren aber nicht, die „Velvet Revolutions“ bilden eher ein Patchwork aus Erinnerungen und Erzählung.

München

Christiane Brenner